Ph. Pr. 965 n/- -2 Pockels C. F.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang.

Von
Carl Friedrich Pockels,
Hofrath zu Braunschweig.

Zweyter Band.

Hannover,
bei den Brüdern Hahn.
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kurze Uebersicht

des Inhalts des zweyten Bandes.

Erster Abschnitt.

Umgangskunst mit ganzen Ständen des Lebens. Einleitung. Allgemeine Nothwendigkeit, sich in der Societät zu orientiren. S. 1. u. f. Besonders für den Witzling. S. 8. u. f. In den Freundschaftsverhältnissen Anderer. S. 10. u. f.

1. Umgangskunst mit den höhern Ständen und der großen Welt. S. 13. u. f.

Vorsicht und Behutsamkeit in diesem Umgange. Knigge's Aeusserungen hierüber. S. 17. u. f. Grazian's Regel. S. 22. u. f. Schonung und Bescheidenheit gegen die Großen S. 25. u. f. Ihre fehlerhafte Erziehung. S. 26. u. f.

Schwierigkeiten dieses Umgangs. S. 29. u. f. Schilderung und Deutung des guten geselligen Tons. S. 34. u. f. besonders durch den Einfluß gebildeter Frauen. S. 39 u. f. Schilderung des schlechten Tons unter den höhern Ständen, mit einem Seitenblick auf die Bureaux d'esprit unter Ludwig XIV. S. 43. u. f.

Umgang der Großen unter sich selbst. S. 55. u. f.

2. Umgangskunst mit dem Wehrstande. S. 63. Originalität und Charakteristik des Soldatenstandes überhaupt. Gründe dieser Originalität. S. 64. u. f.

Freyerer und offener Charakter dieses Standes, und andere gute Seiten desselben. S. 66. u. f.

Leichtigkeit des Umganges mit ihm. S. 78. u. f. Aber auch Vorsichtigkeit hierbey. S. 80. u. f. sonderlich mit Zänkern, empfindlichen und rohen Köpfen. S. 83. u. f.

3. Umgangskunst mit dem Lehrstande. Etwas über Sektengeist überhaupt. S. 87. u. f.

Bild eines aufgeklärten, achtungswürdigen Geistlichen. S. 90. u. f.

Eigenheiten dieses Standes. S. 92. u. f. Vorsicht im Umgange mit fremden Religionssecten. Schonung und Toleranz gegen sie. S. 95. u. f.

Geistlicher Stolz und dessen Gegentheil, die Demuth. S. 98. u. f.

Eigennutz dieses Standes und dessen Entschuldigung. S. 105. u. f. Betrachtungen über seinen Geselligkeitsgeist. S. 108. Umgang in Prälaturen und Klöstern. S. 109. u. f.

Noch eine Hauptregel in unsern Urtheilen über Andere. S. 111. u. f.

Zweyter Abschnitt.

Umgangskunst mit einzelnen Charakteren und Gemüthern insbesondre. S. 114. u. f.

1. Mit Egoisten und mit dem Selbstdünkel überhaupt. S. ebend.

Gröbere Egoisten. Ihr Charakter. Ihre Arroganz. Ihr Selbstlob, und wie wir mit ihnen im Allgemeinen umgehen sollen. S. 115. u. f.

Feinere und humane Egoisten. Ihr Gemählde. Maximen des Umganges mit ihnen. S. 129. u. f.

Die bescheiden = stolzen Egoisten. S. 136. Egoismus der Gelehrten, der Künstler. S. 136. u. f.

Betrachtungen über den Selbstdünkel überhaupt S. 143. u. f.

2. Mit Uebellaunigen, Verstimmten, Unzufriedenen und Mürrischen. S. 148. u. f.

Von der üblen Laune überhaupt, ihre verschiedenen Arten. S. 149. u. f.

Ihre Ursachen. Zu leicht beleidigter Ehrgeiz. S. 157. u. f. Zu große Sucht nach uneingeschränkten Hoffnungen. S. 159. u. f. Zu große Verzärtelung und Verwöhnung des Gefühls. S. 160. u. f. Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstprüfung. S. 162. u. f.

Mehrere besondere Regeln, mit Uebellaunigen und Verstimmten umzugehen. S. 165. u. f.

Besonders Schonung gegen die Launen des Alters und des weiblichen Geschlechts. S. 174. u. f.

3. Mit Gewohnheitsmenschen. S. 184. Allgemeine Ideen über die Natur der Gewohnheit. Ebend.

Verschiedene Arten der Gewohnheiten. S. 190. u. f.

Mechanische. Umgang mit solchen Leuten. S. 191. u. f.

Gewöhnungen in unsern Denkweisen und Ansichten der Dinge. S. 194. u. f.

Umgang mit solchen Gewohnheitsmenschen. S. 200. u. f.

Leute nach der Uhr. Sonderlinge und Excentrische. S. 202. u. f.

Etwas über Nationalgewohnheiten und die Mode. S. 212. u. f.

4. Mit Einfältigen, mit beschränkten Köpfen. Mit Menschen ohne Weltklugheit. S. 216.

Schilderung der Erstern, und der Einfalt überhaupt. S. 217. u. f.

Regeln des Umganges mit ihnen S. 221.

Man vertraue sich ihnen nicht leicht an, und warum? Ebendas. u. f.

Man mache sie aber auch nicht im Umgange zur Zielscheibe des Spottes. S. 223. u. f.

Man übersehe ihre guten Seiten nicht. S. 224. u. f.

Man wirke ihrem Eigensinne nicht durch Eigensinn entgegen. S. 226. u. f.

Schilderung der Menschen ohne Weltkenntniß. S. 229. u. f.

Lebensklugheit des andern Geschlechts. S. 231. u. f.

Vorsichtigkeit des Umganges mit Menschen ohne Weltklugheit. S. 235. u. f.

Etwas über den Umgang mit Genies, mit Enthusiasten, Ueberspannten u. s. w. S. 236 u. f.

Eigennutz, ein großes Hinderniß der Weltklugheit. S. 239. u. f.

5. Mit schwachen Gemüthern, mit weichlichen, schlaffen, kleinmüthigen und verzagten Leuten. S. 241.

Ihre Arten. S. 243. u. f.

Schwache Aeltern. S. Ebend. u. f.

Kleinmuth, Furchtsamkeit und Verzagtheit als Seelenkrankheiten. Ihre Natur, und ihre verschiedenen Ursachen. S. 245. u. f.

Regeln des Umganges mit ihnen. S. 251. u. f.

Man suche ihnen Muth und Entschlossenheit nicht aufzudringen; man zeige sie ihnen in unserm eigenen Benehmen. Ebendas.

Man suche ihren Muth durch die Hinweisung an eine höhere, unsichtbare Macht zu stärken. S. 253. u. f.

Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Glaubens an eine Vorsehung. S. Ebendas.

Warum ist der weniger Gebildete oft muthiger, als der feinere Culturmensch? S. 255.

Beyspiele des Muths und der Standhaftigkeit unter Wilden. S. 256. u. f.

6. Mit Empfindlern und Empfindlerinnen. S. 259. Allgemeine Schilderung dieser Charaktere. Unterschied zwischen Empfindsamkeit und Empfindeley.

a. Durch die Art, wie sie angeregt, oder in Wirksamkeit gesetzt werden. S. 261. u. f.

b. Durch die Art, wie sie sich zu äussern pflegen. S. 262.

c. Durch ihre Folgen. S. 263.

d. Durch das Verhältniß, worin sie mit den übrigen Kräften des Menschen stehen. S. 265. u. f.

Maximen des Umgangs mit ihnen. S. 275. u. f.

Mystische Empfindler. S. 275. u. f.

Der Mann und die Frau von wahrem Gefühl. S. 280. u. f.

Brief eines Kammermädchens über ihr empfindelndes Fräulein, aus Möser's patriotischen Phantasien. S. 284.

7. Mit Gefallsüchtigen, Eiteln und Allgefälligen. S. 289.

Allgemeine Zeichnung derselben. S. 292.

Verschiedene Arten derselben. S. 293.

Ueber den Umgang mit männlichen und weiblichen Coquetten. S. 299.

Knox sinnreiches Gemählde der Allgefälligen. S. 303.

8. Mit boshaften, hämischen, falschen, neidischen und rachsüchtigen Gemüthern. S. 309.

Bedeutungen dieser verschiedenen Begriffe. S. 309.

Besonders der Falschheit. S. 311.

Gesellschaftliche Falschheit. S. 313.

Die Rachsüchtigen und die Neidischen. S. 319. 320.

Allgemeine Regeln des Umganges mit ihnen. S. 321.

Schlußanmerkungen des zweyten Bandes über häusliches Glück. 329.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang.

Erster Abschnitt.

Umgangskunst mit ganzen Ständen der Gesellschaft. Einleitung. Allgemeine Nothwendigkeit, sich in der Societät zu orientiren.

1. Umgangskunst mit den höhern Ständen und der großen Welt.

Zur Philosophie des Umganges, oder zu dem Studium, wie wir mit Andern klüglich, vorsichtig und geschickt umgehen sollen, — gehört nicht bloß die äussere Tactik und Convenienz

dieses Umganges, und aller Geselligkeit überhaupt, sondern auch die feinere Menschenkunde und Menschenerforschung, auf welche Art wir uns gegen sie in allen Verhältnissen des Lebens, nach ihrer Charakter- und Sittenweise, nach ihren Ständen und Stellungen in der Societät, nach ihren Einflüssen auf uns und andere, nach ihren Anlagen, Kenntnissen, Talenten, oder Nichttalenten, nach ihrer Größe und ihrer Schwäche, nach ihren Launen und Eigenheiten, benehmen sollen. — Ohne diese Menschenkenntniß, ohne einen gewissen Scharfblick in das Innere anderer, sonderlich bedeutender, oder auch unsicherer, schwankender und wunderlicher Menschen, ist gar kein vernünftiger Umgang denkbar, — weil wir dann alle Augenblicke anstoßen, uns verirren und compromittiren, Andern und uns selbst im Wege stehen, oder mit jämmerlichen Leerheiten, wie wir unsern Geist der Geselligkeit jetzt so oft wahrnehmen, die Stunden ausfüllen würden. Es giebt eine Art Menschen, die sich aus einer gewissen Leichtfertigkeit, oder einem gewissen Leichtsinne, oder auch aus Einfalt, Gutmüthigkeit, Schlaffheit,

Neugier und zügellosem Geselligkeitstriebe in alle Arten des geselligen Lebens werfen; aber auch überall anlaufen, und eben darum wieder zurückgestoßen und vermieden werden, weil man keine Spur von wahrer Umgangskunst und Lebensphilosophie bey ihnen bemerkt. Sie reden mit allen Andern in einem gleichen Tone; sie nehmen und haben keine Rücksichten; sie sind bis zum Ekel freymüthig oder stumm, und beleidigen oft auf beyderley Weise den geselligen Anstand, den conventionellen Ton, und selbst die Moralität des Umganges durch unerlaubte Scherze und zweydeutige Anspielungen. — Sie bestürmen uns mit ihrer kindischen, gewiß nicht kindlichen, Vertraulichkeit; sie wollen uns auf eine zudringliche Weise aushorchen; sie langweilen uns, auch wenn sie unsere Geschäfte und Geschäftigkeit kennen, mit den fadesten Erzählungen ihrer armseligen Familienangelegenheiten. Sie bitten uns inständigst: uns nicht stören zu lassen, und setzen sich dann zu stundenlangen Sessionen mit größter Behaglichkeit neben uns nieder. — Sie glauben, uns auf eine erquickende Art zu unterhalten, während sie das einfältigste Zeug reden, und uns mit ih-

ren absurden Fragen zu Tode martern. Wir sind stumm, einsilbig, der Verdruß und die lange Weile und der Angstschweiß zeigt sich auf unserer Stirn; sie sehen und hören nicht; unser Schweigen, unsere Beängstigung halten sie für ein stilles Anstaunen ihrer Eloquenz, ihrer Ammenmärchen, — und dieß alles aus Mangel eines bessern Menschenstudiums.

Die Kunst, die Menschen zu studieren und kennen zu lernen, ist so ausserordentlich schwer nicht. Die Natur hat weislich dafür gesorgt, daß sich jeder Mensch sehr bald so zeigt und aufdeckt, wie er ist, worin seine Hauptleidenschaften und seine Hauptschwächen bestehen, wo er hinaus will, wie man ihn behandeln, leiten, schieben oder forttreiben muß, wie er sich in einzelnen Verhältnissen des Lebens benehmen wird, worauf er die meisten Ansprüche macht, kurz, wie er sich in seiner ganzen passiven oder activen Existenz und Gewohnheit zu nehmen pflegt. — Jeder Mensch hat sein Aushängeschild, das ihn ankündigt und verräth. Der Egoist, der ohnehin sein geliebtes Selbst, nach Kants Ausdruck, wo er nur darf, zum Vorschein bringt;

der Leichtsinnige, der Hypochondrist, der Filz, der Eitle, der Mürrische, der Dummkopf, der Schlaffe und Mattherzige, der Pedant, der Satyriker, so auch der gutmüthige, grade und redliche Mann, der kräftige Geist, der Muthige und Unternehmende, stehen alle leibhaftig in ihrer Urform vor unsern Augen, ohne daß wir erst ein Senkblei in die Tiefen ihres Innern werfen müssen. — Sie zwingen uns gleichsam, die Augen auf sie zu richten, und sind oft genug so dienstwillig und ehrlich, uns nicht nur ihre Schwächen und Wunderlichkeiten sehen zu lassen, sondern sie uns sogar umständlich zu erzählen, oder doch in ihren Gesprächen darauf hinzuweisen. Es giebt gewiß äusserst wenige Menschen, die sich ihr ganzes Leben hindurch verstellen und verstecken könnten, ohne sich jemahls zu verrathen, ja, die Verstellung selbst trägt bey aller ihrer Künsteley, als eine Warnung der Natur, etwas an sich, wodurch sie wenigstens hellern Augen gar bald sichtbar, und eben darum nur desto schärfer beobachtet wird, weil sie so oft sich mit der leidigen Kunst, zu scheinen, verbindet.

Aber so leicht es auch ist, den größten Theil der Menschen, sonderlich der alltäglichen und einseitigen, oder auch der leidenschaftlichen, zu durchschauen: so schwer ist es dennoch, mit ihnen umzugehen, wenn wir unsere Menschenkenntniß in unsern Verhältnissen und Verbindungen mit ihnen nicht zu benutzen wissen, oder sie wohl gar verkehrt anwenden. Es ist nicht bloß nöthig, daß wir wissen, — so sind die Menschen, sondern auch warum sie so sind, warum sie in dieser und keiner andern Form erscheinen, warum sie sich in ihren Handlungen so leicht widersprechen, sich so oft selbst täuschen, so oft, selbst bey großen Talenten, aus dem Geleise kommen, — kurz wir müssen uns, und dieß ist eine Hauptmaxime alles Umganges, unter und neben ihnen gehörig zu orientiren suchen. Wir müssen es genau verstehen, wie wir mit ihnen daran sind, wie wir sie zu nehmen haben, und wie sie selbst berührt, und, nach ihren verschiedenen Standpuncten in der Societät, und in welchem Tone gedeutet seyn wollen. — So ist es z. B. schon in geselligen Zirkeln überhaupt klüglich und nöthig, umher zu schauen, damit

man im Gespräch gegen Verwandtschaften und andere freundschaftliche Verbindungen keinen Verstoß begehe. Man kann durch die freymüthige Critik, oder auch nur durch die kleine Bespöttelung eines Verwandten, wenn die ihm Angehörigen, ohne daß wir es wissen, gegenwärtig sind, sie und uns selbst in die größte Verlegenheit setzen; ja, es können Zänkereyen und Folgen daraus entstehen, die für den Critiker oder Spötter sehr bedenklich werden, oder ihm wenigstens die gesellige, zum Frohsinn herbeygerufene Stunde sehr verleiden können. Der heitere und entschlossene Critiker wird sich freylich auf eine gute Art herauszuwickeln suchen; er wird vorgeben, sich in der Person geirrt zu haben, oder, daß es so böse nicht gemeint sey, oder er wird scherzend einen eigenen Verwandten dem Urtheile Anderer Preis geben, oder er wird mit lächelndem Ernste seinen Verstoß eingestehen; aber jedesmahl wollen doch diese Kunstgriffe nicht helfen, und nicht selten wird der Recensent schon durch die linkische Art gezüchtigt, wie er sich aus dem begangenen Fehler heraus zu winden sucht. Da man nun einmahl einen Verstoß gegen die nothwendige,

der Societät schuldige, Vorsicht; also auch gegen den Anstand selbst begangen hat, und unsere Verlegenheit hierbey von einem innern Verdrusse über uns selbst begleitet wird: so verwirret man sich leicht bey seinen Entschuldigungen und erkünstelten Ausreden, und wickelt sich in die zu lösenden Faden nur desto tiefer hinein, — wie dieß einem jungen witzelnden Manne an einer großen Tafel widerfuhr, der seinen unbekannten Nachbar leichtsinnig genug fragte: wer da oben das junge Ding mit dem Affengesichtchen sey? Der ernste Nachbar antwortete mit einem strafenden Blick: das Affengesichtchen ist meine Schwester. Ey, die meine ich nicht, sagte der nun schon höchst verlegene Geck, sondern die neben ihr sitzende im grünen Kleide. Das ist meine Frau, antwortete der Nachbar; und der Witzbolt saß da wie auf glühendem Eisen.

Witzige Köpfe, oder die es seyn wollen, sollten sich besonders vorher in geselligen Zirkeln orientiren, ehe sie ihre Späße, Repliken, Anmerkungen und Witzeleyen laut werden lassen. Allein ihr fröhlicher Leichtsinn, ihre Schwatzhaftigkeit, ihr Kitzel zum Lachen, ihre Jagd nach

Antithesen, oder auch ihre beissende Laune reißt sie fort, und sie sehen sich oft genug ganz unvermuthet in gar übele Händel verwickelt, da sie gemeiniglich ihre Worte nicht zurück nehmen können. Wenn sie auch die Lacher auf ihrer Seite haben: so pflegen sie sich ernstern Leuten desto weniger zu empfehlen, und werden überhaupt sehr bald lästige Gesellschafter, wenn ihr Vortrag schneidend ist, oder wenn sie sich zu einem komischen Witzigthun zwingen und spornen. Es giebt einen hierher gehörigen witzelnden Ton, [eine wahre Aftergeburt des echten Humors] das sogenannte sich schrauben, welches verständigen Leuten unmöglich gefallen kann, sehr leicht in das Gemeine, gleichsam dem gemeinen Mann Abgeborgte übergeht, und das allerschlechteste Mittel der Unterhaltung für Gebildete ist. — Man sagt sich einander, unter der Maske des Komischen und Possierlichen, eigentlich Possenhaften, — Sottisen, man spöttelt über gegenseitige physische und moralische Schwächen, über körperliche Fehler, über Anzug und Kleidung; man sucht die Lächerlichkeiten des Andern auf; man erlaubt sich persönliche indecente Anspielungen gegen einander;

man sinnet auf treffende Seitenhiebe; man über- holt sich wohl gar in plumpen Leberreimen und Parodien, während der ernste Mann, oder der, welcher den echten Witz von dem Afterwitz zu un- terscheiden weiß, vor langer Weile vergehen möch- te, und augenblicklich einen aus solchen platten Neckereyen leicht entstehenden Tumult fürchtet. Der Witzling nimmt selten Rücksicht darauf, aus welchen Personen der gesellige Zirkel besteht, von wem er gehört wird, wie seine Späße gedeutet werden, wenn er damit aufhören soll, — und ob überhaupt dieser Ton, diese läppische Modula- tion der Stimme, diese gefolterten Accente, die- ses sich selbst Belachen dem geselligen Anstande angemessen sind oder nicht. Er scheint mit dem Grund und Boden durchaus unbekannt zu seyn, wo er nun einmahl zur Qual unserer Ohren seine Witzbude aufgeschlagen hat.

Wenn Manche es aber auch leicht und gern vertragen, daß die Medisance sich über ihre liebe Sipschaft, über Vettern und Muhmen, und selbst über ihre Geschwister ergießt: so hat man dagegen sich wohl vorzusehen, — um ihre Freunde nicht anzutasten. Sehr viele Menschen sind in

diesem Puncte äusserst empfindlich, und sie haben Recht, da die Freundschaft eine Sache des Herzens ist, und wer meinen Freund oder meine Freundinn beleidigt, mich gleichsam zur Rache auffordert. Mit unsern Verwandten leben wir vielleicht, wie dieß in so vielen Familien der Fall ist, nur in entfernten oder wohl gar gespannten Verhältnissen, haben nur einen conventionellen Umgang mit einander, sehen uns vielleicht nur nothgedrungen, oder doch mit sehr gleichgültigen Augen, — und da läßt man andere, nach Gefallen, über sie reden, oder trägt wohl gar selbst sein Scherflein zu diesem spöttelnden Tone bey. Mit dem Freunde und der Freundinn verhält es sich ganz anders. Ein hartes oder schiefes Urtheil, eine Witzeley über sie schneidet uns in die Seele, — oft desto mehr, je treffender sie ist. Wir glauben unsre Lieblinge besser, als der Spötter da, zu kennen; wir müssen uns ihrer zu unserer eigenen Ehre annehmen; der Tadel gegen sie trifft uns selbst, weil wir gewissermaßen eine Person mit ihnen ausmachen. Die Schwächen, Wunderlichkeiten und Micrologien, und selbst die Vergehungen unserer Anverwandten können uns nicht leicht

Schande bringen, wenn sie nicht zugleich unsere Freunde sind; aber in der Beleidigung und Lächerlichmachung unserer Freunde fühlen wir uns selbst beleidigt und lächerlich gemacht; — wir haben Wohlthaten und Liebesdienste von ihnen empfangen, und nichts pflegt unsere Dankbarkeit mehr zu erschüttern, als eine gegen sie gerichtete Spötterey *).

Der Verfasser dieses Buchs befand sich einst mit mehrern ältern und jüngern Officieren an einer

*) Kant sagt sehr wahr: „Die leichtfertige Tadelsucht, und der Hang, Andere zum Gelächter bloß zu stellen, die Spottsucht um die Fehler eines Andern zum Gegenstande seiner Belustigungen zu machen, ist Bosheit. Davon ist der Scherz als eine Vertraulichkeit unter Freunden, sie nur zum Schein als Fehler, in der That aber als Vorzüge des Muths, bisweilen auch ausser der Regel der Mode zu seyn, zu belachen, gänzlich unterschieden. Wirkliche Fehler aber, oder, gleich als ob sie wirklich wären angedichtete, welche die Person ihrer verdienten Achtung zu berauben abgezweckt sind, dem Gelächter bloß zu stellen, und der Hang dazu, die bittere Spottsucht, hat etwas von teuflischer Freude an sich, und ist eben darum eine desto härtere Verletzung der Pflicht der Achtung gegen andere Menschen."

großen Tafel. Der Ton ging, wie gewöhnlich, in laute Fröhlichkeit über; die Witzeleyen und Anspielungen jagten sich einander, und vornehmlich wurde dieß Mahl ein alter Staatsdiener, der ein etwas wunderlicher, aber sehr brauchbarer und kenntnißreicher Mann war, zur Zielscheibe der witzigen Herren gemacht. Einer seiner nächsten Anverwandten war gegenwärtig, und dieser vornehmlich bemüht, die Sonderbarkeiten und die Originalität des alten Mannes komisch heraus zu heben. Zufälligerweise bekam ein abwesender Freund des Spötters, bey dieser Gelegenheit, von einem andern Officier, einen Seitenhieb, der allerdings sehr treffend war, und allgemein belacht wurde. Auf einmahl änderte sich der Vortrag des Erstern, sein Auge glühete, er schrie laut auf: er sey in der Person seines Freundes beleidigt! er forderte Genugthuung, und der unglückliche Duell konnte nicht vermieden werden.

Ein Haupterforderniß in der Kunst, sich in der geselligen Welt zu orientiren, und unsern Umgang klüglich einzurichten, ist — die Stände der Societät, — ihren Stände- und Gildegeist kennen zu lernen, ihren Charakter, ihre Be-

ziehungen auf einander, ihre Grade und Stufen auszuforschen, und, wo möglich, auf ihre Eigenthümlichkeiten und Herkömmlichkeiten eine ernste Rücksicht zu nehmen. — Stände, Ober- und Unterabtheilungen, Rangordnungen und Kasten der Societät giebt es unter allen Nationen, unter den gebildetsten und aufgeklärtesten, so wie unter den Hottentotten und Irokesen. — Die Natur hat dieß selbst so verordnet; sie hat, als eine weise Mutter, ihre Vorzüge und ihre Größe auf das mannigfaltigste unter ihren Geschöpfen vertheilt, und da sie keine allgemeine Gleichheit der Menschen will, noch wollen kann: so hat sie das gesellige Leben selbst angewiesen, jene Abtheilungen zu achten, und ihre Schranken zu bewachen. Dieses ist aber um so nothwendiger, da ein jeder Mensch an seinem Stande, und nicht ohne Grund, mit einer gewissen Vorliebe hängt, weil er darin, wie in einem zweiten Vaterlande, geboren, gebildet und erzogen wurde, darin seine Kräfte geübt, seine Kenntnisse erweitert, seine Rechte ererbt, auch wohl seine liebsten Meinungen und Vorurtheile eingesogen, sein Glück gemacht, sein Weib und seine Kinder gefunden hatte, — und weil er in ihm mit seinen übrigen Gliedern, wie in

eine Mauer, zu seiner Sicherheit eingereihet ist. — Kein Mensch mag gern isolirt da stehen, eben darum weil die Natur es nicht will, und er schließt sich daher an irgend eine höhere oder niedere Gilde der Societät an, so wie überhaupt den Menschen selbst, bey seinem entschiedensten Eigensinne und seinem trotzigsten Naturell, nichts leichter wird, als sich den Gebräuchen und selbst den härtesten Gesetzen solcher Verbrüderungen zu unterwerfen, — weil er hier festen Fußes stehen kann, und weil er sein Leben mit dem Leben so vieler Anderer in einerley Geleise und einerley Form wahrnimmt.

Es würde daher eine große Unkunde in der Philosophie des Umganges beweisen, wenn man auf diesen eigenthümlichen Sinn und Geist im geselligen Leben keine Rücksicht nehmen, und alle Menschen um uns her auf Eine Linie stellen wollte. — Freilich ist es einmahl so hergebracht, daß fast ein jeder Stand den andern verachtet, weil ein jeder seinen eigenthümlichen Rangstolz, seine Insignien hat, und von einem gewissen unheilbaren Rang-Egoismus beherrscht wird. Aber es ist immer etwas Unverständiges, wenigstens Ungeselliges und Gemeines, diese Verachtung in dem So-

cietätsleben zu äussern, und sein vermeintliches Uebergewicht dem Andern in den Weg zu stellen. Nicht minder unverständig ists, was wir so oft hören, die Gebrechen einzelner Mitglieder dem ganzen Stande zuzuschreiben, und gleichsam damit zu bestempeln, — wie es gescheidte Leute giebt, die mit keinem Geistlichen umgehen wollen, weil sie ihren Stadt- oder Dorfpfarrer verachten; oder dem ganzen Adel einen ewigen Haß schwuren, weil ihr Dorfjunker ein Despot im Kleinen ist; oder über alle Schulmänner spötteln, weil es klägliche Pedanten darunter giebt. Will man sich große Unannehmlichkeiten ersparen: so sehe man dahin, daß bey unsern freymüthigen Aeusserungen über einzelne Stände nicht mehrere der Ordensglieder vorhanden sind. Mit einem kann sich der Freimüthige im Nothfalle noch verständigen; aber bey ihrer Mehrzahl wird auch oft aus einer nur flüchtig hingeworfenen Phrase, Ernst; ein Krieg, wozu sich Alle verbinden, weil sie sich als Verbündete beleidigt fühlen.

Mit den höhern Ständen der Societät gehe man vornehmlich in seinem ganzen Betragen und Benehmen behutsam und klüglich um, weil sie, auch bey großen Vorzügen und Verdiensten, von so mancherley Sonderbarkeiten und Launen beherrscht werden, und weil sie leicht Einfluß auf unsere Glücksumstände haben können. — „Ueberhaupt, sagt ein kluger Mann *), der viel unter ihnen gelebt, und mit ihnen tausendfache Erfahrungen gemacht hatte, kann man kaum vorsichtig genug in seinen Reden mit ihnen seyn. Man enthalte sich daher in ihrer Gegenwart aller nachtheiligen Urtheile über andere Leute, aller Spöttereyen. Sie pflegen dergleichen zwar ganz gern zu hören, aber die Folgen sind oft sehr unglücklich. Zuerst setzt man dadurch sich und Andere in ihren Augen herab, denn sie lachen zwar mit, hassen aber doch den Lästerer und Ausspäher fremder Fehler, bey dem heimlichen Bewußtseyn ihrer eigenen vielfachen Gebrechen, — und da sie schon alle übrige Menschen verachten: so wächst diese

*) Knigge im 3ten Theile: Ueber den Umgang mit Menschen.

Verachtung durch Aufdeckung fremder Schwachheiten. Sodann mißbrauchen sie wohl gelegentlich unsern Nahmen, indem sie unsern Einfall nacherzählen, und uns mit andern zusammenhetzen. Endlich weiß man zuweilen nicht, ob nicht das zeitliche Glück solcher Menschen, von denen man nachtheilige Begriffe erweckt, in ihren Händen ist, und da erstaunt man, wenn man erfährt, wie oft ein einziges ohne böse Absicht hingeworfenes Wort feste Wurzel faßt, und nach langer Zeit noch die schädlichsten, unglücklichsten Folgen haben kann. Das Gute gleitet auf ihren untheilnehmenden Herzen ab, das Böse hingegen setzt sich fest, und wird so leicht nicht ausgelöscht. Am allervorsichtigsten aber soll man in seinen Gesprächen über andere Personen von höherem Stande seyn. Obgleich die Erdengötter sich unter einander selten lieben, sondern mehrentheils durch allerley Leidenschaften getrennt sind: so hören sie doch nicht gern, daß man die privilegirten Lieblinge des Himmels in ihrer Gegenwart ohne Ehrerbiethung nennt. Uebrigens wollen die Vornehmen und Reichen angenehm unterhalten, und in fröhliche Laune gesetzt seyn.

Thuet dieß auf unschuldige Weise, wenn euch an ihrer Gunst gelegen ist; aber erniedrige dich nicht zu ihrem besoldeten Spaßmacher, der Schwänke liefern muß, so oft sie winken, und von dem sie kein vernünftiges Wort hören mögen.

Es ist also durchaus nothwendig, uns unter den Höherstehenden genau zu orientiren, wenn wir mit ihnen Umgang halten müssen oder wollen. Ihre Begriffe von Ehre sind vielleicht nicht die unsrigen, ihre Gesichtspuncte hierbey gründen sich vielleicht nur auf Bravour und Ahnen; oder ihr Ehrgefühl ist durch eine künstelnde Erziehung so subtil geworden, so pedantisch verschroben, daß sie sich überall durch den kleinsten Verstoß beleidigt fühlen; — oder sie haben vielleicht gar keine Erziehung, gar kein wahres Ehrgefühl, und müssen daher nur nach den Launen, Ecken und Anmaßungen ihrer schwachsinnigen Eitelkeit gedeutet werden. Man zeige ihnen im Umgange nur stets einen besonnenen Ernst, ein gewisses ruhiges Ansichhalten, damit sie nicht mit uns zu spielen anfangen, uns nicht sogleich zwischen das Mittelgut, oder wohl gar unter dasselbe werfen. Man erzeige ihnen durchaus

den schuldigen Respect, auf eine ungezwungene, aber niemahls kriechende Art; man höre sie aufmerksam an, und mache, wo es Noth thut, seine bescheidenen Einwendungen, — oder halte sie durch ein sinniges Stillschweigen in ihren Aufwallungen zurück. — Einer der vortrefflichsten Fürsten konnte in seinen Aeusserungen und Ausfällen, bey der Lebendigkeit seines feurigen Temperaments, sehr stürmisch und persönlich hart gegen Niedere werden; aber er fühlte sich gemeiniglich verlegen und entwaffnet, wenn diese durch ein bedeutendes Stillschweigen zu erkennen gaben, daß der große Mann aus seinem Range und seiner Würde getreten sey.

Viele Große besitzen eine ausserordentliche Leichtigkeit im Umgange, eine Gewandtheit und Glätte in Wort und Betragen, welche uns anlockt und vertraulich macht; — aber man lasse sich dabey nicht gehen, nicht anlocken, obgleich jene Leichtigkeit etwas Liberales und Liebenswürdiges seyn kann. — Wir müssen immer bedenken, daß selbst edle und gutmüthige Große, vermöge ihres Standpuncts in der Societät, auf uns herab sehen, daß sie es recht gut wissen,

wie hoch sie über uns stehen, wie weit sie sich herablassen wollen, und welche Eindrücke schon ihr Aeusseres und ihre Persönlichkeit auf Niedere zu machen pflegt. — Wir würden uns daher leicht verirren, wenn wir in eben dem Tone mit ihnen reden wollten, welchen sie gegen uns annehmen, oder wohl gar in das Cordiale des Gesprächs übergingen, wie wir es mit unseres Gleichen gewohnt sind. — Dieß können selbst die Gebildetern unter ihnen und die Menschlichern nicht vertragen, weil sie ihren Rang und ihre Tactik zu repräsentiren, von Jugend auf vor Augen haben mußten, — und weil sie nicht ohne Grund von Geringern leicht Zudringlichkeiten zu befürchten haben, denen sie schon des Anstandes wegen ausbiegen müssen. Noch weniger dürfen wir dieß vertraulich scheinende schlichte Wesen gegen diejenigen Höherstehenden annehmen, welche in ihrem Umgange überhaupt eine gewisse Aengstlichkeit und Verlegenheit zeigen, und sich selten zwischen andern Ständen orientiren können. Man findet diese Schüchternheit und Beengtheit häufig unter den Großen. — Sie ist gewöhnlich die Folge einer ängstlichen und pedantischen Erziehung,

welche die Freyheit des Urtheils und Benehmens in den jungen Leuten nicht aufkommen ließ, ihr ganzes Seyn und Thun an leere Formen und Maximen knüpfte, sie nicht zur wahren Menschenkenntniß anführte, dem Mißtrauen, welches ohnehin allen Großen so eigenthümlich ist, nicht genug vorbeugte, und überhaupt den wahren echten Sinn und Geist des Menschen in ihnen nicht ausgebildet hatte.

In der Umgangskunst mit den Großen giebt ein sehr tiefer Menschenkenner, Gracian *), mehrere vortreffliche Regeln, die sein genaues Studium der höhern Stände documentiren. Hier ist die Umschreibung seiner siebenten Kunstmaxime im höhern geselligen Leben. „Eine jede Ueberlegenheit, sagt er, ein jeder Vorzug vor Andern, besonders auch in den Talenten des Geistes, können uns leicht verhaßt machen; — noch gefährlicher für uns ist es, sich über diejenigen durch irgend eine Auszeichnung zu erheben, unter deren Gewalt und Befehlen wir stehen. Der niedere, aber verständige und lebenskluge Mann wird lie-

*) In seinem Oraculo manual y arte de prudencia.

der seine Vorzüge mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit zu verstecken und gleichsam zu verhüllen suchen, damit er jene Höherstehenden nicht verdunkle. Er wird es wie die Schönen machen, welche nicht durch einen prächtigen Anzug ihre Reitze heben wollen, sondern in einem Alltagskleide verstecken. Hierzu kommt noch die besondere Art der Eifersucht des menschlichen Herzens, daß wir zwar Andern die Vorzüge, welche ihnen das Glück oder ihr Naturell giebt, allenfalls ohne Neid einräumen, — daß man aber Andern höchst ungern eine Ueberlegenheit des Verstandes zugesteht. — Diese Schwäche ist besonders den Großen eigen. Da man den Verstand den König aller Anlagen und Vorzüge des Menschen nennen könnte: so ist jede Anmaßung desselben in den Augen der Großen gleichsam ein Verbrechen der beleidigten Majestät *), und wird nicht leicht ungestraft

*) Ein vornehmer spanischer Herr hatte mit dem König Philipp II., diesem merkwürdigen, von unserm Schiller †) so stark gezeichneten Despoten, Schach

†) Im ersten Theil seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung.

begangen. Die Großen wollen in Allem groß seyn, was sie nur irgend über andere Menschen erheben kann. — Uebrigens sind sie gar wohl damit zufrieden, daß wir ihnen bey ihren Ansprüchen Hülfe leisten, ihnen auch wohl mit gutem Rath und nützlicher Lehre dienen; aber auch diese muß man ihnen nur unter der Form ertheilen, als ob man sie nur an etwas, das sie zufällig vergessen hätten, unterthänigst erinnert, nicht als ob man sie über einen ihnen noch unbekannten Gegenstand belehren und zurechtweisen wolle." Soweit Gracian.

---

gespielt, und alle Partien gewonnen. Der König fühlte sich beschämt und beleidigt, und schied mit kaltem Ernst von seinem Mitspieler. Der Spanier kannte das stolze und rachsüchtige Gemüth seines Regenten, und sagte, als er nach Hause kam: liebe Kinder, wir werden künftig den Hof nicht mehr häufig besuchen. Der König ist voll Erbitterung von mir gegangen, weil ich ihm im Schachspiel überlegen war. — Der Anmerker setzt richtig hinzu: daß das Verlieren im Schach gleichsam etwas Beleidigendes mit sich führe, weil dabey Alles auf dem calculirenden Verstande, und nichts auf dem Glücke, wie bey andern Spielen, beruhe.

Hiermit ist eine andere Regel der Billigkeit, der Schonung und der Bescheidenheit verbunden, — den Großen nicht jenen egoistischen Stolz zu zeigen, als ob man ihrer gar nicht bedürfe, oder gar mit Verachtung auf sie herab sehen müsse. Gemeiniglich ist dieß die Maxime kleiner Abderitenseelen, die selbst gern höher stehen möchten, und während sie die wirklich Höherstehenden mit gnädigem Mitleid anschauen, dennoch selbst nach Titeln haschen, und nach dem Beyfalle der Großen. Jener Stolz kleiner Leute will ohnehin nichts sagen, so sehr sie sich auch gegen Vornehmere aufblasen, und in die Brust werfen mögen. Sie werden nicht bemerkt, oder mit Recht für ungebildete, ungeschlachte und lieblose Leute gehalten. — Wir sind allen Ständen in der Societät Achtung schuldig, und besonders denen, welche oben an stehen, so wie es auf der andern Seite in der That etwas Unmenschliches ist, ihnen ihre Fehler und Gebrechen fast immer zu hoch anzurechnen. Wir dürften ihnen wohl alle gleichen, wenn wir so, wie sie, erzogen, so, wie sie, verschroben, verwöhnt und verzärtelt wurden, — wie es denn wirklich zu bewundern

ist, daß es noch so viel menschliche, gutmüthige, wohlwollende und ehrliche Leute in den höchsten Ständen giebt.

Wir wollen zu ihrer Entschuldigung einige Blicke auf ihre Erziehung werfen. — Von ihrer Wiege an arbeitet die Künsteley, die Aftererziehung, die Vernünfteley, der Leichtsinn und das Vorurtheil, diese Unglücklichen zu verschieben, und wahre Unnaturen aus ihnen zu bilden. Miethlinge und Söldner und Pedanten sind meistentheils ihre Erzieher, und diese werden gemeiniglich so schief und schlecht gewählt, als ob man es sich zum Gesetz gemacht hätte, die Welt mit seinen Kindern zu betrügen. Die Hofmeister- und Gouvernantenerziehung hat vom Anbeginn der Welt nicht viel getaugt. — Wenn diese die jungen Seelen sclavisch niederdrückt, meistens nur an den äussern Formen bauet und zimmert, nur für die Kunst zu scheinen, für die pädagogische Parade arbeitet, nur mechanisch und handwerksmäßig das Kind abrichtet, anstatt seinem Geiste und Herzen Kraft

und Nahrung zu geben, und es dazu durch reine Humanität empfänglich zu machen, — so sieht es sich auf der andern Seite mit Menschen umgeben, die allen seinen Launen, Wünschen und Einfällen, seiner Eitelkeit, seinem Eigensinne dienstfertig entgegen kommen, seine Unarten mit gehorsamster Ergebenheit dulden, ihm heimlich in seinen Planen und Plänchen beystehen, seinem Gelüste dienen, seiner Neugier wohl gar auf eine indecente Art befriedigen, und dadurch in ihm jene unglückliche zu frühe Reife hervorbringen, wie wir sie so häufig an den Kindern der Großen wahrnehmen. — Da, wo die Kinder gleichsam zwischen zwey feindseligen Elementen, zwischen einer pedantischen Sclaverey und einer gemeinen Verzärtelung, erzogen werden, da ist es fast ein Wunder, daß sich der jugendliche Geist ohne Schiffbruch und ohne Verwilderung hindurch arbeitet.

Auch die Entfernung, in welcher die Aeltern in den höhern Ständen mit sich selbst und mit ihren Kindern leben, ist eine traurige Gewohnheit, die wir dort überall herrschen sehen, — und wodurch aller herzliche und vertrauliche Umgang, die-

ser schönste Genuß des Familienglücks, unter ihnen aufgehoben wird. Durch jene Entfernung entsteht endlich eine Gleichgültigkeit gegen einander, die sehr oft in Eiskälte ausartet, und in eine harte gegenseitige Beurtheilung, die an Haß und Verachtung grenzt. Kinder und Aeltern langweilen sich in dieser vornehmen bewunderten Welt, wenn sie sich sehen; es sind oft wahre Marterstunden für beyde. Mit Erbitterungen hört das Kind die Ermahnungen seiner Aeltern, mit Erbitterungen, oder, was noch schlimmer ist, mit schneidenden und witzelnden Launen werden sie gegeben. Man sieht sich, wie sich fremde Menschen sehen, höchstens an der Tafel, oder in einer steifen Assemblee. — Und dennoch wollen die bethörten Aeltern, die so entfernt von ihren Kindern leben, die so gar nichts Liebes und Edles zu deren Erziehung beytragen, als daß sie den Hofmeister und die Gouvernante besolden, — in dem vielleicht schon vor seiner Geburt verwahrloseten Geschlechte — Blüthen und Früchte des Genies wahrnehmen, — und verlangen reiche und glänzende Erndten von einem Boden, den sie selbst verwildern ließen, und der durch das böse Beyspiel, auf den höhern

Standpuncten der Societät, natürlicher Weise immer mehr verwildern muß. — Aus allen diesen Rücksichten, sollte man die Höherstehenden mit mehrerer Billigkeit beurtheilen, als es gewöhnlich geschieht, zumahl wenn man bedenkt, daß sie in sehr vielen Fällen das Schlechte nicht aus eigenem Antriebe, sondern durch den Einfluß gemeiner und niedriger Schmeichler wollen, befehlen und ausüben.

Wenn der wahre gesellige Umgang, welcher das Herz erquickt und das Herz bildet, welcher uns Freunde und Freundinnen, und liebenswürdige Eigenschaften giebt, uns vergeistigt, und für die Humanität heiligt, — wenn er durch die Gleichheit der Verhältnisse und Standpuncte im menschlichen Leben, durch Gleichheit der Rechte und Gefühle in uns, durch das sich selbst Verstehen, ohne Rang und leere Formen, erhalten und begründet wird: so kann man eigentlich gar nicht sagen, daß es einen wahren Umgang zwischen Hohen und Niedern giebt, und jeder thut daher am besten, in seiner Sphäre zu bleiben. Der

Höherstehende, vornehmlich der, welcher über uns gebiethen kann, wird doch immer gar leicht, selbst bey vertraulichen Verhältnissen, von dem fixen Gedanken überrascht werden, daß er uns zu gebiethen habe. Der Geist der Herrschaft ist überall eigensinnig und egoistisch; aber eben darum verliert selbst sein Wohlwollen gegen uns vieles von seiner Wahrheit und Güte, — da wir es ohnehin mehr in der Form einer Wohlthat und Gnade, als einer Hingebung der Freundschaft und Liebe annehmen müssen. Auch hier sind die Entfernungen zu groß, als daß sich das Gemüth mit seiner ganzen Zartheit und Gleichheit anschließen könnte. Die Freundschaft, dieser reine Geist einer freien Wahl, fordert durchaus Einklang des Willens, ohne die mindeste Spur einer persönlichen Dependenz. Und so werden wir uns doch immer einem so hochstehenden Freunde, wenn wir auch sein Vertrauen zu besitzen glauben, mit einer gewissen Schüchternheit und Bangigkeit nähern, wenn es auch nur der eben so besorgliche als natürliche Gedanke wäre, daß dieser erhabene Freund unter so mancherley Einflüssen und Eingebungen steht, die uns gefährlich werden kön-

nen, — da ohnehin Geschichte und Erfahrung lehrt, daß kein Glück des Lebens schwankender und unsicherer ist, als die Gunst eines Lieblings.

„Wer zuerst den Ausspruch that, sagt ein Weltweiser: daß Fürsten keinen Freund haben können, der mochte eine sehr gute, er konnte aber auch eine sehr boshafte Absicht haben. Jenes, wenn er die Fürsten aufmerksam auf die Fehler machen wollte, wodurch sie sich selbst des höchsten Erdenglücks berauben, — dieses, wenn er sie gegen die Menschheit erbittern und sie das gar nicht zu suchen bereden wollte, was doch einmahl für sie nicht zu finden wäre. — Laßt einem Fürsten eine theilnehmende, edle, offne Seele besitzen, laßt ihn mit alle den Liebenswürdigkeiten des Geistes und des Charakters geschmückt seyn, die jenes schöne Band unter den Menschen zu knüpfen dienen, warum sollte nur Er seine Arme der Freundschaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Wesen da seyn, das sich mit Freuden hineinwürfe? — Indeß bleibt es immer sehr wahr: daß Fürsten, auch wenn sie selbst durch keinen Fehler des Charakters sich der Freundschaft unwürdig machen, dennoch mehr

Schwierigkeiten als andere finden, einen wahren Freund zu besitzen. Zu ihnen hin drängt sich alles, und der Eigennützige eifriger als der Edle; während zu dem Privatmanne weit eher nur der sich anfindet, den eine gewisse Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr als Unterscheidungsgabe, es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem vermischten Haufen, wo ein jeder die Miene der wärmsten Anhänglichkeit heuchelt, nicht fehl zu greifen, nicht den Falschen mit dem Rechtschaffenen, den bloß angenehmen Gesellschafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freunde zu verwechseln."

„Und, wenn nun auch wirklich ein Fürst so glücklich war, die beste, richtigste Wahl zu treffen, — wie soll er sich die Ueberzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeschmack seines Glücks verschaffen, wie unterscheiden, was aus Freundschaft, und was aus Eigennutz, was um sein selbst, und was um der Vortheile willen geschah, die mit seiner Zuneigung verknüpft sind? — Sey es, daß der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt, daß er wohl gar, wenn

ihm solche Vortheile angetragen werden, sie als überflüssig für seine Zufriedenheit ablehnt, giebt dieß einen sichern, zweifelfreyen Beweis seiner Gesinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluß, die der bloße nähere Umgang mit dem Fürsten verschafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug seyn, und hinter dem Schein von Uneigennützigkeit kann sich der höchste Eigennutz verbergen. — Aber wenn nun der Freund bey wichtigen Anlässen nicht etwa nur dem Staate, sondern unmittelbar der Person des Fürsten sehr große, vielleicht sehr gefahrvolle Dienste leistet? — Mögen diese Dienste so groß und so gefahrvoll seyn, als sie wollen! mit einiger Menschenkenntniß lassen sich auch diese verdächtig machen. — Große Dienste fordern große Belohnungen, und wer diese zu ertheilen hat, ist der Fürst. — Woher nun entscheiden, ob der Dienstleistende mehr den Fürsten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte. Es ist, sagt man, ein wahrhaft wohl gesinnter, uneigennütziger, vortrefflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloß aus bloßer patriotischer Anhänglichkeit an den Staat

handelte, dessen Schicksal mit dem Schicksale des Fürsten so innig verwebt ist? Vielleicht daß eben der Fürst, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr seines Lebens heraus riß, ihm für seine Person äusserst gleichgültig war, ja, daß er eben ihn unter allen Menschen zuletzt zum Freunde gewählt haben würde, wenn ihn der Gedanke: es ist der Fürst, nicht anders gestimmt hätte. Ohne persönliche Anhänglichkeit aber, und ohne wahre herzliche Theilnahme giebt es durchaus keine Freundschaft." *)

Der Umgang mit den höhern Ständen, oder oder überhaupt mit Leuten von einer höhern Bildung führt, wenn er auch nicht immer vertraulich und herzig seyn kann, etwas sehr Einladendes, Unterhaltendes und Anständiges mit sich, sobald er nicht durch ängstliche Convenienzen und kleinliche Rücksichten in ein pedantisches Wesen übergeht. — Der sogenannte gute Ton ist die wahre

*) Engels Fürstenspiegel. 3ter Band seiner Schriften. Berlin 1802. S. 35 — 40.

Zierde des geselligen Lebens, und ich möchte ihn den wahren Lebensgenuß nennen, wenn ihn nicht das Alltägliche, die Monotonie, die Kleingeisterey, und die höfische Tactik leiten und stimmen will. — Der Geist und das Gemüth findet sich wohl dabey. Die Gespräche begegnen sich einander, wie gute Freunde und Verwandte, die sich einander verstehen, sich einander nichts übel deuten, und bey diesen Zusammenstimmungen nie die Grenzen der geselligen Würde und Decenz überschreiten. Man sucht in diesen gebildeten Zirkeln nicht ängstlich das Interessantseyn, nicht die gezierte Bedeutsamkeit auf, — denn das Interessante ist der unmittelbare Begleiter eines gebildeten und liberalen Vortrags, und derjenigen Regelmäßigkeit der Ideen, welche den Unterredungen Leben, Feinheit, Abwechselung und Grazie giebt. Alle Pedanterie, der elende Kitzel, in Kleinigkeiten groß und wichtig zu thun, ist dem guten Tone durchaus zuwider, und ist seine gehässigste Feindinn. Der gute Ton verlangt eine edle Freyheit und Freymüthigkeit, verbunden mit dem bessern Geschmack im Scherz und in der Rede, so wie mit der schönen

Kunst, die Mittheilungen sich klar und leicht zu machen, und überall das feine Sittliche ungezwungen durchscheinen zu lassen. — Der Witz darf nur da witzig seyn, wo es die Reinheit des Anstandes erlaubt, wo die heitre Laune das schuldlose Spiel der Ideen begünstigen soll, wo er nicht beleidigt, wo er sich nicht zum Witzigseyn abquält, wo er nicht auf ein witzlautes unanständiges Lachen, sondern auf die bessere geistige Fröhlichkeit der Unterhaltung berechnet ist.

Der wirklich gute Ton gewinnt besonders dadurch an Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Würde, daß da, wo er herrscht, die rauhe Leidenschaftlichkeit schweigt, und als eine ungestüme Stöhrerinn besserer gesellschaftlicher Verbindung gar nicht geduldet wird. — Die Gesellschafter bleiben hier mehr einander gleich, und im Gleichgewichte, als in den gemeinern Zirkeln, wo mehr die Gemeinheit und das Geräusch, als das anständige und freundliche Aneinanderreihen der Gedanken und des schuldlosen Witzes, herrscht. — Der alles niederschwatzende Egoist, der Arrogante, der ewig ungeduldige Frager, der Zänker, der Schwülstige, der Seccatore, der peinliche An-

kläger der Zeiten, der Schwärmer, der Ueberlästige und selbst das zu laute Genie kann bey dem guten Tone der Societät nicht aufkommen, eben darum, weil er durchaus verbiethet, unsere Charakterschwächen, [sobald sie Andere stören oder auch nur langweilen] hervortreten zu lassen. Der gute Ton verschafft uns auch bald diesen zarten Gemeinsinn für ein geräuschloses und geistigeres Zusammenseyn als die ersten Bedingungen jeder gebildeten Societät. Wir lernen auch sehr vieles dabey, und mehr, als aus allen Lehrbüchern für Geselligkeit und Umgang, so wie alle Lebensverbindungen und alles häusliche Wohl unendlich viel gewinnen würden, wenn wir jenen Ton und jenen edlern Geist der Humanität immer damit zu verbinden wüßten. Da lernen wir die ungekünstelte Schamhaftigkeit und die sich selbst bewachende Decenz, welche kein unerlaubtes Wort, keine Equivoque hinwirft, sich keinen zweydeutigen Blick erlaubt, weil sie dem Geiste des reinern Anständigen immer verantwortlich bleibt, und ihre schönen Farben nicht beschmutzt sehen mag. — Der gute Ton ist die beste Schule der Welt, der Weltkenntniß, der Würdigung anderer Men-

schen und unser selbst, so wie der großen Kunst, sich ungezwungen in andere zu schicken, ihre Fehler zu vermeiden, und dagegen ihre Liebenswürdigkeit zu achten und sich anzueignen. *)

---

*) Meine Leser und Leserinnen werden es mir gern erlauben, wenn ich aus einer der neuesten französischen Schriften „über den Umgang" eine Stelle anführe, welche den guten geselligen Ton in dem lieblichsten Lichte abbildet. „Une société de personnes spirituelles et polies, réunies pour s'entretenir ensemble et s'instruire, dans une conversation agréable, par la communication mutuelle de leurs idées et de leurs sentiments, m'a toujours paru la plus heureuse représentation de l'espèce humaine et de la perfection sociale. Là, chacun apporte son désir et ses moyens de plaire, sa sensibilité, son imagination, son expérience, le tout embelli par la politesse et contenu par la décence; là, se montre un instinct mutuel d'affections bienveillantes, un doux sentiment de confiance, inspirée par le caractère et fortifiée par l'habitude; là, sans réglement, sans contrainte, s'exerce une douce police, fondée sur le respect qu'inspirent les uns aux autres les hommes réunis, sur le besoin qu'ils ont d'être bien ensemble, et sur une sorte de pudeur qui, devant un grand nombre d'auditeurs et de témoins, repousse tout ce qu'il y a d'offensant, de maladroit et d'injuste;

Die heitersten und freundlichsten Stunden des guten Tons und seiner genußreichen Abwechselungen verdanken wir meistentheils gebildeten Frauen, als den Schöpferinnen aller bessern Zirkel. — Da, wo sie nicht einwirken, wo ihr Herz nicht über die Reinheit der Sitte wacht, und den Frohsinn in seinem schuldlosen Geleise erhält, — da herrscht Rohheit und Ausgelassenheit, oder pedantische Monotonie, wobey die Mittheilungen stocken, oder sich in lächerlich ernsten Formen zeigen. Die Weiber könnten wegen ihrer naiven

---

là, un mot, un coup d'oeil, fait sortir un aveu, previent une inconvenance, commande un égard, reveille l'attention, réprime la pétulance; là, l'esprit exercé par l'observation et par l'expérience, lit dans les yeux, sur le visage, dans le maintien de chacun, ce que son amour propre craint ou désire d'entendre, et, assurant à la société l'équilibre des prétentions opposées et des vanités rivales, forme de tout ce qui pourrait dégénérer en luttes et en combats, l'accord le plus harmonieux, rend agréables les uns aux autres les hommes réunis, leur inspire le désir de se revoir, et sème la veille les jouissances du lendemain.“ La conversation. Poëme par J. Delille. à Paris 1812. In der Vorrede.

Leichtigkeit des Umgangs, wegen ihrer zarten Achtung der Decenz, wegen ihrer lebendigern und reichern Mittheilbarkeit die Königinnen der Societät genannt werden, — und alle Nationen der Welt tragen noch die Spuren der Brutalität an sich, wo die Frauen nicht geachtet sind. — Erst da, wo sich im Umgange das Starke mit dem Schönen verbindet, wo der Mann einen Theil seines stürmischen Charakters aufzuopfern, oder doch schicklicher zu bewachen anfängt, — wo er für die Reitze einer höhern Sittlichkeit durch den Glauben an die weibliche Tugend empfänglicher wird, wo er sich durch eine veredelte Liebe, oder auch schon durch ein freundschaftliches Annähern zu gebildeten Frauen verstehen lernt, — erst da entwickelt sich in ihm das reinere gesellige Wesen, und der wahrhafte Lebensgenuß durch gegenseitige Achtung der Geschlechter, und ihrer für einander bestimmten Liebenswürdigkeit.

Ein wahrhaft gebildetes Weib, d. h. ein solches, in welcher sich ein edles Herz mit einem richtig angebaueten Geiste befreundet, ist auf allen Stufen des Lebens eine hohe Zierde alles Umganges im lieblichern Sinne des Worts. Sie giebt

eigentlich dem geselligen Tone seine bessere Stimmung, seinen Einklang, und seine Wahrheit; — nicht durch jene schüchterne und ängstliche Manier, wodurch so viele Frauen die Reinheit ihres Charakters documentiren wollen, und eben dadurch mißfallen, sondern durch ihre liebenswürdige Natürlichkeit, durch ihre Kunst, sich ohne Anstrengung gleich zu bleiben, — durch ihr freundliches Entgegenkommen, und durch die ganze Verständlichkeit, Klugheit und Ungezwungenheit der weiblichen Sitte. Frauen dieser Art wollen nicht mit ihrem Verstande und ihrer Cultur imponiren, nicht schimmern und glänzen, nicht künstelnd interessant seyn, nicht einmahl durch das geistigere Vielreden, — weil sie auch das seltene Talent zuzuhören besitzen, und sich in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung klüglich zurückzuziehen wissen. Sie toleriren den Scherz, den freundlichen Witz, sie begünstigen ihn sogar, sie stimmen mit froher Laune ein, wenn er in seinen anständigen Grenzen bleibt; sie verlieren sich nie, sie beleidigen nie durch das Naive ihrer Ausdrücke, oder durch ein unzeitiges Moralisiren; sie sind überall orientirt in den Augenblicken, wo sich der Frohsinn das Edle

und Schöne auf die liebenswürdigste Art zeigen soll und darf. Ein großer Theil des geselligen Verdienstes gebildeter Frauen besteht in ihrem feinen Tacte, die leiseste Beleidigung der Decenz wahrzunehmen, und sie durch ihre bescheidene Stille und durch jenen edeln Ausdruck der Schamhaftigkeit zurückzuweisen, wodurch sich ihre Liebenswürdigkeit so oft auf eine wunderthätige Art ausspricht.

Auch ist das ganze Seyn und Wesen in der Rede und dem Betragen gebildeter Frauen durchaus liberal, wie dieß in dem Charakter jeder feinern Bildung liegt. Sie lassen den Meinungen Anderer Gerechtigkeit widerfahren, sie vermeiden die Stimme der Kunstrichterinnen, und das Eintönige der Sentenzen; überall ist ihnen nur die nützliche Belehrung willkommen, und Bescheidenheit ist die Muse ihres geselligen Tons. Diese Feinheit in der Zurückhaltung, dieses bescheidene Wesen, welches alle Vergrößerungsgläser seiner selbst weggeworfen hat, und nicht die Frucht eines heimlichen Stolzes ist, vollendet in den meisten Fällen die Glorie der weiblichen Bildung und Liebenswürdigkeit. Ein gebildetes Weib ist es nur

halb, wenn sie von sich selbst zu viel redet, und wird dann gar zur Pedantinn, wenn sie in der lästigen Form der Vielwisserinn auftritt, — oder durch die Ueberfeinheit und Ueberspannung ihrer Gefühle, die oft nur Nervenschwächen sind, den geselligen Ton leiten und verzärteln will. — Auch kann die weibliche Zudringlichkeit, bedeutsam seyn zu wollen, oft sogar in Unart und Gemeinheit übergehen, und die Frauen haben allerdings Ursache, bey ihrer höhern Bildung, mehr über ihre Eitelkeit zu wachen, als der schon vielseitigere Mann.

Der unter den höheren Ständen herrschende Ton ist aber wahrlich nicht immer der gute und in sich veredelte. Er hat seine mancherley Schattenseiten und Abzeichen, welche Theils von den Personen und ihren Standpuncten, theils aus der Natur der höheren Stände unmittelbar entspringen *). Es sind vornehmlich folgende.

---

*) Von den Höfen und der großen Welt überhaupt sagt ein berühmter Staatsmann, Chesterfield:

a. Eine gewisse Leerheit, Magerkeit und Armuth des Gesprächs und der geselligen Unterhal-

---

„hier umarmen sich die Leute, ohne daß sie sich einander kennen. Einer dient dem andern ohne Freundschaft, einer beleidigt den andern ohne Haß. Eigennutz, nicht Gefühl ist das Gewächs dieses Bodens." Ein scharfsehender Menschenbeobachter setzt Folgendes hinzu: „das Sonderbarste hierbey ist, daß alle diese — uneigennützigen, edeln und großmüthigen Leute einer dem andern bis in die verborgenste Falte ihres versteckten Herzens sehen, und daß gleichwohl jeder insbesondere sich mit der Hoffnung schmeichelt, daß es ihm, ihm allein gelingen werde, seine Maske so künstlich anzulegen, daß kein menschliches Auge den Betrug zu entdecken vermöge. Das mag denn auch wohl zum Theil die Ursache seyn, warum der eine beym Anblick des andern wie der Haruspex Cicero beym Anblick eines andern Gauklers aus der nehmlichen ehrwürdigen Classe sich des Lächelns nicht enthalten kann, weil jeder aus dem Bewußtseyn seiner eigenen Verstellung schließt, was er von der Prachtlarve einer uneigennützigen Rechtschaffenheit, womit der andere so gut als er Parade macht, zu halten habe. Einer erkennt in dem andern den Schauspieler, der die auswendig gelernte Rolle des Biedermannes macht; aber ungeachtet er selbst in gleicher Absicht neben ihm auf einer und ebenderselben Bühne steht: so hat er doch das Herz zu hoffen,

tung überhaupt, wobey man wenig denkt, wenig oder gar nichts fühlt, und sich einander bis zum höchsten Ueberdruß langweilt. — Die fade Geschwätzigkeit, die Alltäglichkeit des Urtheils, die vornehme oder auch niedere Klatscherey, das durchaus Uninteressante und Geistlose ist hier nicht selten an der Tagesordnung. Einer bittet den andern mit schmachtenden und hungrigen Blicken um kleinliche Neuigkeiten und Beyträge, damit die Rede einen neuen Schwung bekomme, während ihre Räder stocken, oder nur von einem seichten Wasser getrieben werden. Der Vielredner hat hier gemeiniglich den obersten Platz; man räumt

---

daß der andere ihn für einen bloßen Zuschauer im natürlichen Charakter nehmen werde, und der andere hat nicht weniger den Muth, ein Gleiches wiederum von ihm zu erwarten. So täuscht man sich selbst, indem man andere zu täuschen sucht, und in der Einbildung steht, daß man der Einzige sey, der ungetäuscht davon komme." *)

---

*) J. H. Campe Theophron. 2te Ausgab. Wolfenb. 1786. S. 126. 27.

ihm denselben gern und willig ein, man sehnt sich nach ihm, als dem unentbehrlichsten Werkzeuge der Societät, weil man vor Schmerz und Unlust vergehen möchte, wenn er nicht erscheint. Dieß sind diejenigen vornehmen Zirkel, wo sich die Geister einander nichts mitzutheilen haben, wo sie gleichsam nur neben einander athmen, wo nicht einmahl die gewöhnliche Vertraulichkeit die Herzen öffnet, und wo der Spieltisch allein die langen Stunden ausfüllen muß, — so wie dessen Gebrauch überhaupt für unser einmahl so geformtes Societätsleben nicht wohl zu verachten, sondern selbst zu empfehlen ist.

b. Nicht selten jene hölzerne und mechanische Steifheit in der ganzen Form des geselligen Tons, die sich eiserne Gesetze giebt, und selbst den Gebildetern in ihrem Vortrage und Benehmen Fesseln anlegt. Diese Steifheit und Pedanterie ist Convenienz, und nicht immer die Folge einer tactischen und künstlichen Erziehung, — da wir selbst Männer und Frauen von hoher Cultur oft jenen Ton annehmen sehen, sobald sie in gesellige Zirkel treten. Daheim sind sie natürlich, offen, treuherzig, froh gelaunt und ungezwungen; aber

in den Gesellschaften erscheinen sie ganz anders, und oft so wenig vortheilhaft, daß wir sie in ihrer Abhängigkeit von der Etikette und Zwangsitte bedauren möchten. Gemeiniglich ist denn aber doch jene Steifheit das geschmacklose Werk der Gewohnheit, und einer zu manierirten Erziehung, — und da sie sich in ihrer Abgemessenheit und ihrem pünctlichen Schritthalten selbst gefällt: so ist sie in den höhern Ständen eben so unerbittlich als unheilbar. In solchen Zirkeln reden die Leute standesmäßig und wohl bedächtig nach ihrem Range, urtheilen, lachen und witzeln nach ihrem Range; den Frauen wird eine ernste theatralische Ehrfurcht erwiesen, und selbst die Galanterie, Freundschaft und Liebe muß sich diesen Formen anschmiegen; der Niedere studiert in dem Gesichte des Vornehmern, als seiner Gesetztafel, wie er sich selbst drehen und wenden, reden oder zuhören, lispeln oder schnarren soll. — Der ganze Ton ist der überkünstelte höfische Anstand, wobey man nur Masken und Figuranten sieht, — das Leichenbegängniß aller liberalen Conversation und Ideenmittheilung.

c. Oder auch eine Ausgelassenheit der Freude, des Leichtsinns, des Witzes, der Persiflage und des Lautseyns, das man sonst nur in den niedern Ständen wahrzunehmen glaubt. Diese Zirkel sind grade das Gegentheil von den vorhergehenden, und sie glauben um so viel gebildeter zu seyn, je weiter sie sich von dem steifen Ernste und der Gezwungenheit der andern entfernen. — Sie haben sich das Wort gegeben, die Liberalität und Freiheit des Umganges unter sich herrschen zu lassen, und darin haben sie wirklich einen bessern Begriff von dem geselligen Wesen, als der gespannte und abgezirkelte Hofmann; allein sie gehen in der Praxis dieses Begriffs zu weit, indem sie dem Anstande, welchen selbst die Fröhlichkeit huldigen muß, zu schlaffe Gesetze geben, und die Jovialität als ein Hauptelement der Geselligkeit betrachten. Hier spielt die Witzeley, die Neckerey, und selbst oft die Equivoque auf allen Zungen, wie auf einem Freymarkte, und die Frauen selbst tragen nicht wenig dazu bey, diesen zu natürlichen Ton im Schwunge zu erhalten. Man nennt dieß geistreich und interessant seyn, während man nur ausgelassen und indecent ist, der Medi-

sance alle ihre Wollüste erlaubt, und mit dem guten Nahmen anderer seinen Muthwillen treibt.

d. Die Weisheitszirkel, die sich gestiftet haben oder gestiftet worden, um sich nach Herzenslust ihre Geistesbedürfnisse einander mitzutheilen, sich darauf vorbereiten, und dann in der ganzen Armatur der Vielwisserey auftreten, kennen den guten Ton eben so wenig, als die vorhergehenden; sie ersticken ihn gleichsam durch gelehrt scheinende Phrasen und Fragen, sie theilen sich eigentlich gar nicht einander mit, während sie sich ganz nahe und geistig zu berühren glauben. Eine bloß trockne Austauschung der Ideen, des Systems, der Wissenschaft und Lectüre ist eigentlich gar kein Umgang, sondern ein gegenseitiges Dociren und Vernünfteln, wobey gewöhnlich einer seine Ueberlegenheit über den andern zeigen will, bis sich der gelehrte Zirkel mit Kälte und Gleichgültigkeit wiederum trennt. Selten haben auch diese gelehrten Cotterien, vornehmlich wenn geistige Schwestern darin mit aufgenommen worden, eine lange Dauer und Haltung, eben darum weil der gute Ton, der liberale, ungezwungene Gedankenwechsel dabey fehlt, — und sie müssen sich, um eini-

germaßen genießbar zu werden, doch immer wieder an die freundlichern Seiten des geselligen Lebens anschließen. Die gelehrten und gemischten Zusammenkünfte *) unter Ludewig XIV. hielten

---

*) Als nach der Barbarey des finstern Mittelalters die schöne Morgenröthe der Wissenschaften wieder hervor ging, und die Köpfe sich einander mit neuer Kraft zu berühren anfingen, nahm auch das andere Geschlecht großen Antheil an diesen neuen Aufhellungen des Geistes, und es standen überall gelehrte Frauen und Jungfrauen auf, welche mit der alten Literatur vertraut waren, und Lateinisch und Griechisch schrieben und redeten. Späterhin gingen die Weiber sichtbar mit der größern Cultur fort, besonders an den gebildeten Höfen und in größern Zirkeln, — so daß unter Ludewigs XIV. Regierung sogar regel- und zunftmäßige Institute errichtet wurden, die durch den in ihnen herrschenden Geist nach und nach große Celebrität bekamen, und eine Menge Schriften veranlaßten. Sie nahmen gleich Anfangs in sich selbst einen sehr ernsten Charakter an, sie nannten sich, mit aller Zuversicht der Vielwisserey, Bureaux d'esprit, und es wurde nun Mode, in gelehrten Fragen, Abhandlungen und Romanen einander heraus zu fordern, und vornehmlich in den neuern Sprachen eine überfeine Critik zu zeigen. Zu dem Ernste dieser gelehrten Conventikel, worin die Damen den Vorsitz hatten, mischte sich na-

sich auch nur darum längere Zeit in ihrer geistigen Spannung, weil sich zu diesen ernsten Spielereyen

---

türlicherweise gar bald das Lächerliche und Absurde. Die witzigen Köpfe, die Satyriker, die wahren Gelehrten, wie ein la Bruyere, schwangen ihre Geissel; der unsterbliche Moliere ließ, um jene Zusammenkünfte lächerlich zu machen, seine Femmes scavantes, und seine Precieuses ridicules erscheinen, — und dennoch dauerten sie, vornehmlich in den Hotellen der Marquise von Rambouillet, der Herzoginn von Longueville, und nachher der berühmten Ninon de Lenclos, enthusiastisch fort, und behaupteten sich gegen alle auf sie gerichtete Spöttereyen. Die ersten Männer und Frauen des Staats kamen hier regelmäßig und nach vorgeschriebenen Gesetzen zusammen, machten Entwürfe zu schriftstellerischen Arbeiten, hielten ein strenges Richteramt über die herausgekommenen Werke, und waren unerbittlich gegen alles, was nicht nach ihrem Sinn und Geschmack gedacht und geschrieben war. Einige gelehrte Frauen zeichneten sich wirklich darunter aus. „Die Romane der Demoiselle Scuderi, sagt Meiners *), waren wenigstens ein ganzes Menschenalter hindurch nicht nur die Lieblingslectüre der Weiber, sondern auch aller Jünglinge und Männer, die den Weibern gefallen, oder sich mehr ergez-

*) Geschichte des weiblichen Geschlechts. 2ter Theil. S. 193.

die *Galanterie* mischte, und ihre Untersuchungen sogar selbst die Natur der Zärtlichkeit und Liebe

---

zen als mühsam unterrichten wollten." — Der große Menschenforscher *Thomas* schildert mit wenigen Worten den Geist dieser hochgelahrten pedantischen Zirkel. „Les femmes qui aspirèrent à se distinguer, créérent des expressions qu'on admiroit beaucoup, parce qu'on les entendoit peu. On mit des mots singuliers à la place des idées qu'on n'avoit pas; et *pour n'être pas commun, on devint ridicule.*" Und von der hochweisen Madame de Longueville sagt er eben so naiv: „après avoir été dans la fronde à la tête des factions, vieille et sans amans comme sans cabale, se désennuyoit à faire de la métaphysique sur l'amour, et des dissertations sur l'esprit." *) — Der große Sittenrichter la Bruyere berührt in seiner Abhandlung: „über Gesellschaft und Umgang" ebenfalls diese Bureaux d'esprit. „Sie überließen es, sagt er mit scherzendem Ernste, dem Pöbel, in einer verständlichen Sprache zu reden. Man warf undeutliche Worte und Sätze hin, welchen sogleich noch — undeutlichere folgten, und man nun die ganze Rede in wahre Räthsel einwickelte. Dieß Geschwätz wurde als Witz beklatscht; aber durch

---

*) Essai sur le caractère les moeurs et l'esprit des femmes. S. 155.

berührten. Selbst die behaglichern Stunden der Lectüre, wozu man nichts, als das Gehör beyträgt, halten in größern Zirkeln nicht lange an, weil sie nicht Zeitvertreib genug geben, und das Recht eines jeden, selbst zu sprechen, also die gesellige Mittheilung, einschränken.

Der gute Ton ist der sicherste Beweis einer gebildeten Humanität, und sehr oft auch einer innern bessern Sittlichkeit. — Das bloße Vernünfteln und Berechnen desselben nach Maximen würde ihn nicht immer in seiner Reinheit, Würde und Liebenswürdigkeit erhalten können, wenn nicht das feine moralische Gefühl und die glückliche Verbindung des wahrhaft Schicklichen mit dem schuldlosen Frohsinne hinzu käme. — Man unterscheidet daher denjenigen guten Ton, welcher nur durch den äussern Anstand gebothen und geleitet wird, mithin immer sehr einseitig und kalt bleibt, sehr bald von demjeni-

---

diese sogenannte Zartheit und Ueberfeinheit der Ausdrücke, durch dieses Spielwerk der Empfindeley, waren sie endlich so weit gekommen, daß sie keiner mehr verstehen konnte, und daß sie sich selbst nicht mehr verstanden."

gen, wobey die Cultur des Gemüths mitwirkt, wo das Herz mitspricht, wo Sympathie und Gutmeinen, und gegenseitige Mittheilungen, ohne Künsteley, herrschen. — Der gute Ton, den nur die Gesetze und das Lehrbuch des Anstandes bestimmen, kann an sich vollkommen regelmäßig seyn, kann die Bedingungen der Geselligkeit sehr wohl erfüllen, kann selbst den erlaubten Schein einer veredelten Sittlichkeit annehmen, und seine Maximen aus dieser entlehnen, — aber, da er doch nur Manier ist: so fehlt ihm die innere Güte, die Liebenswürdigkeit seines Genusses, das Gefällige und die Grazie der Sitte, so wie die Feinheit des Umganges selbst, welche nur durch die Einsprache des Herzens und die Sanftheit des Gefühls hervorgebracht werden kann. — Ferner, weil eben jener Ton nur Manier ist: so bleibt er auch den Veränderungen der Zeit und der Menschen unterworfen, ist mithin schwankender Natur, und läßt sich von der Mode leiten, — so daß er sogar ihr zu Gefallen unanständig werden kann, ob er gleich vollkommen anständig zu seyn wähnt. So herrschten in allen Jahrhunderten, selbst in den höhern und gebildeten Zirkeln, Gebräuche, Ge-

wohnheiten, Ausdrücke und Freyheiten, oder wohl Frechheiten, die man bey aller ihnen beywohnenden Indecenz nicht nur für erlaubt, sondern sogar für liebenswürdig hielt, weil sie von dem Zeitgeiste begünstigt wurden, — wie es einstmahls in gewissen Kreisen der großen Welt guter Ton hieß, mit der Religion sein Gespött zu treiben, und die feinere Sittlichkeit lächerlich zu machen. Der wirklich gute Ton bleibt sich dagegen immer gleich, weil seine Grundlage verfeinertes Sittengefühl ist, und weil er das Schickliche nicht nach bloßer Convenienz, sondern nach seiner innern Güte deutet und richtet.

Unter sich selbst gehen die höhern Stände nicht sehr vertraulich mit einander um, weil sie meistentheils mechanisch und kalt erzogen wurden, und diese Mechanik sie oft auf das ganze Leben hinaus von der warmen und offnen Hingabe der Herzen zurück hält. Sie sind gewöhnlich verlegen, einseitig und zurückhaltend, wenn sie sich einander sehen, weil sie sich einander sehr scharf beobachten, und sich einander strenge Rechenschaft über die ihnen vorgeschriebene Etikette geben müssen, oder dieß sich doch so — einbilden. Sie klagen selbst über diesen Zwang,

und diese Einseitigkeit, sobald in ihnen der Sinn für ein besseres Gesellschaftsleben erwacht ist. Die Gebildetern suchen daher gern den Umgang des zweyten Ranges, weil sie hier doch zum Theil mehr Offenheit, mehr Liberalität des Umganges, mehr Ideenreichthum, als in ihrer Sphäre, wahrnehmen mögen. Die reine und ächte Freundschaft und Anhänglichkeit ist da oben selten anzutreffen. Wer viel unter den höhern Ständen gelebt hat, weiß es, wie sich ihre Vornehmheit einander bespöttelt, welche Nahmen sie sich geben, wie schneidend sie sich einander critisiren, wie sich selbst Verwandte, Geschwister, Aeltern und Kinder einander anfeinden, ihren Witz gegen einander herausfordern, während ihre Besuche den Besuchen sich innigst liebender Freunde gleichen. — Ein Leben mit und neben einander, das nur auf die sogenannten Attentionen und eine tactische Höflichkeit berechnet ist, kann man wohl kein Umgangsleben nennen; es ist eine Schale ohne Kern, weil das Gemüth dabey trokken und kalt ist, und unter der Maske der Ergebenheit oft grade das Gegentheil verborgen liegt. — Eben daher finden wir in den vornehmen

Häusern so viel unauslöschliche Feindschaften und Erbitterungen und gegenseitige Verfolgungen, die oft auf Kind und Kindeskind forterben, so viel Raffinerien, sich einander zu schaden, so viel höfische Cabalen und Intriguen, so viel Unduldsamkeit gegen einander, weil jeder höher stehen möchte, — und sich überhaupt die Gemüther nicht mit Zartheit einander berühren, sondern sich nur scharf an einander reiben.

Das, was die Großen vornehmlich zu einem vertraulichen Umgange unfähig macht, ist nicht sowohl ihre zu große Entfernung von den andern Ständen der Societät, als ihre frühzeitige Gewöhnung an Schmeicheleyen aller Art, und an die kriechende Unterwürfigkeit und Demuth der unter ihnen stehenden. — Sie sehen überall Sclaven und Kriecher dieser Gattung um sich her, und sie haben nicht ganz unrecht, sich eines Umganges zu enthalten, den sie als eine Wegwerfung ihrer Würde unter solchen Geschöpfen betrachten. Schmeicheley und demüthige Veneration verträgt sich durchaus nicht mit der höhern Cultur des geselligen Lebens. — Die bessere Art des Umganges macht alle Mitglieder der Ge-

sellschaft gleich, giebt Allen gleiche Rechte zu reden und zu urtheilen, verpflichtet Alle zu einerley Gesetzen der Höflichkeit, des Anstandes, der Bescheidenheit, und der bloße Rang als Rang hat hier keine Stimme, da das Wesen dieses Umganges allein in dem freundlichen Austausche der Ideen und Herzen besteht. Sobald sich hier einer über den andern erheben will, mit einer Art von Hoheit und vornehmer Personalität auftritt, oder die Schmeicheley als eine Art Recht, oder wenigstens als Gewohnheit und Huldigung fordert: so ist er eigentlich kein Mitglied des Umgangs mehr, und er mag sich eine andere gesellige Welt suchen. — Dieser Umstand ist nun auch grade der schwierigste im Umgange mit den höhern Ständen, [weil sie überall nach Schmeicheleyen geizen] besonders für den rechtschaffenen und wahrheitliebenden Mann, der sich nicht zu Schmeicheleyen erniedrigen mag, und keinen Beruf in sich fühlt, die Schwächen der Großen zu vergöttern. Die Gradheit und Rechtschaffenheit fühlt sich daher gemeiniglich in dem Umgange mit Großen beengt und verlegen, — und sie kann in dieser Verlegenheit bisweilen Fehler gegen den sogenannten

gebildeten Ton begehen, wenn sie zu offen und zu freymüthig auftritt. Die Gegenwart eines jeden, wenn er auch nicht den höhern Ständen angehört, legt uns einen gewissen Zwang auf, sobald er eine besondere Verehrung von uns fordert, — wir athmen nicht frey in solchen Umgebungen, und wir eilen, dieses gesellige Joch sobald als möglich abzuschütteln.

Ausserdem giebt es noch so viel andere Umstände und Ursachen, welche den bessern Umgang unter den Großen erschweren, und sie zu den Mittheilungen des Gemüths, so wie zu dem schönern Societätsleben überhaupt, so oft unfähig machen. Der Luxus, die Verschwendung, die raffinirte Sinnlichkeit und ihr Müssiggang steht den Mittheilungen des Geistes und noch mehr der Herzen unmittelbar entgegen. Unter solchen Einwirkungen muß der Sinn für das bessere Seyn erkalten und ganz heterogene Richtungen annehmen, — so wie auf diesem Boden keine reinern Begriffe über das Große und Heilige einer veredelten Geselligkeit aufkommen können. Eben daher bemerken wir so oft, daß große und talentvolle Menschen ihnen nicht viel werth sind, daß

sie von dem höhern Verdienst nicht dankbar hingerissen werden, und daß sie meistentheils nur das Mittelgut suchen. Die Schmarotzer, die feilen Lobredner, die Witzlinge, die kleinen Seelen umflattern sie, wie die Mücken die Nachtlampe; die kräftigern und geistigern Menschen werden in Entfernung gehalten, oder entfernen sich selbst, weil der ewige Sinnentaumel in den Pallästen dem Geiste keine Befriedigung giebt, und allen bessern Umgang ausschließt. Unempfänglich für die wahren Freuden der Geselligkeit werden die höhern Stände nun auch noch durch den unter ihnen herrschenden Gebrauch der Intrigue und Cabale. Sie können diesem bösen Geiste nicht ausweichen, er verfolgt sie, wie ein nothwendiges Uebel, durch ihr ganzes Leben, und selbst die edlern Fürsten müssen, eben darum weil sie Fürsten sind, dieses moralische Ungeheuer an ihren Höfen dulden. — Dadurch geht aber das gegenseitige Vertrauen verloren, welches der Geselligkeit seine größten Reitze geben muß, und dadurch entsteht wiederum die gegenseitige Kälte und Verschlossenheit, welche wir unter den Großen bemerken, weil einer den andern als seinen

geheimen Aufseher fürchtet, und überall Fußangeln ahnen. — Sie behalten auch dieses Vorrecht so ganz für sich, daß sie den Niedrigstehenden oft für unfähig zu einem höhern Umgange halten, weil sein Geist für die Cabale nicht fein genug geschliffen ist. — Vornehmlich sind auch wohl die umgebenden Personen der Großen ein bleibendes Hinderniß ihres bessern geselligen Umganges; man läßt in ihnen den Sinn hierzu nicht aufkommen, man unterhält sie mit Mikrologien, man betäubt sie durch fröhliche Stunden und neue Sinnenreitze, man erinnert sie nur immer an ihre Hoheit *), und zeigt sich selbst nur immer so

*) Eine vornehme stolze Dame machte einstmahls dem menschlichen und aufgeklärten Kaiser Joseph II, der die Menschen mehr nach ihrem Verdienste als nach ihrem Range zu schätzen wußte, und selbst persönlich Gelehrte und Künstler besuchte, den Vorwurf: „daß er seiner Hoheit vergesse, weil er auch Umgang mit dem zweyten Range der Societät halte; er müsse bey seines Gleichen bleiben.“ Der Kaiser antwortete der Hoffärtigen auf eine sehr kräftige, naive und sie beschämende Art: „Madame, Sie sind überaus gütig, indem Sie mich noch bey meinem Leben in die Kaiserliche Leichengruft verbannen wollen.“

schlaff, so geistlos, so demüthig und mattherzig, daß selbst den edlern Fürsten die Lust zu einem — liberalen Umgange vergehen muß. Man richtet eben darum die Fürsten oft zu hart und lieblos. Sie sind nicht selten besser, als ihre Umgebungen, und könnten wir das versteckte Maschinenwerk sehen, wodurch sie hin- und hergezogen werden, wodurch man sie täuscht, wodurch man sie mißtrauisch gegen sich selbst und gegen die Menschen macht, wodurch sie überhaupt so erscheinen, wie wir seit Jahrtausenden ihr Bild in der Geschichte sehen: so würden wir ihnen ihr noch an sich tragendes Gute vielleicht höher, als jedem andern anrechnen müssen, welcher seine Sitte in stiller Häuslichkeit, in den Armen der Liebe und Freundschaft, fern von den Versuchungen und Ueppigkeiten der großen Welt, üben und sich auf die Art, im höhern Sinne des Worts, selbst leben konnte.

2. Umgangskunst mit dem Wehrstande. Originalität und Charakteristik des Soldatenstandes überhaupt.

An die höhern Stände der Gesellschaft schließt sich der gebildete Kriegsmann unmittelbar an, oder macht selbst einen großen, und ich möchte sagen, den größten Theil derselben aus. In den neuern Zeiten hat dieser merkwürdige Stand überdieß eine Ausdehnung und Wichtigkeit bekommen, die er vielleicht nie hatte. Er influirt offenbar auf alle übrigen Stände des Lebens durch seine Gewalt, seine politische Nothwendigkeit, seinen Geist und seine Sitten; er ist mittel- oder unmittelbar durch alle Familien des Staats vertheilt; er entscheidet das Geschick ganzer Völker und Länder; er ist die Grundstütze aller Regierungen geworden, — und er verdient daher in seinen geselligen Verhältnissen, in seiner Art des Umganges, und wie man mit ihm umgehen soll, ebenfalls näher beleuchtet zu werden. Ich werde diese Beleuchtung mit einem Gemählde seines eigenthümlichen Charakters zu verbinden suchen, — und ich glaube einiges Recht zu diesem

Gemählde zu besitzen. — Der Verfasser dieser Schrift hat, ohne selbst Soldat zu seyn, einen großen Theil seiner Jahre unter Soldaten verlebt; er verdankte diesen Verhältnissen sehr viel interessante, lehrreiche und heitere Stunden; er hat viele Originale und sonderbare Köpfe, eine Menge Wüstlinge und Renommisten und Kleingeister; aber auch die vortrefflichsten und edelsten Männer darunter kennen gelernt, deren Andenken ihm ewig heilig bleiben wird.

Wir bemerken fast durchgehends einen auffallenden und charakteristischen Unterschied in der Denk- und Lebensweise, in der individuellen Sitte derjenigen Menschen, die in großen, und derer, die in kleinen und engen Societäten leben. — Nach dem Ton, der Stimmung und dem herrschenden Geiste der Societät nimmt auch jedes einzelne Mitglied seinen Ton, seine Stimmung und seinen Geist an, und zwar oft so unwillkürlich und unmerklich, daß es vielen Menschen schwer werden dürfte, sich die Geschichte ihres geselligen Charakters deutlich vorzustellen. Offenbar macht die Societät, in welcher der Mensch gezwungen oder ungezwungen lebt, ihn zu dem,

was er in Absicht seines Charakters ist, und da er ohnehin ein Geschöpf der Nachahmung und Gewohnheit zu seyn pflegt: so wirkt die Gesellschaft von frühster Kindheit mit einem unbeschreiblichen Zauber auf ihn, und formt ihn so, wie er lebenslang geformt seyn will. — Daß aber die Societät einen so erstaunlichen Einfluß auf die einzelne Stimmung der Individuen hat, ist sehr natürlich. Jeder Mensch will sich gern an ein Ganzes, oder überhaupt an etwas anschließen, mit dem er in einer gewissen moralischen Einheit erscheint, dem er sich öffnen, dem er sich hingeben darf. Gleichsam als ob er in sich selbst zu wenig Vertrauen setzte, will er lieber die Vernunft, die Meinungen und Handlungen Anderer zum Gesetz seiner eigenen machen. Es wird ihm Bedürfniß, seine Gefühle und Ideen mit den Gefühlen und Ideen seiner Nebenmenschen zu verweben und zu verschmelzen, um sich, nach seiner Meinung, hierdurch in dem geselligen Leben eine größere Autorität zu geben. Er bemerkt auch bald, daß er weder seiner Eigenliebe noch seinem Glück dienen kann, wenn er sich von den Verhältnissen der Societät absondern, und ihren Einfluß auf seinen

Charakter verhindern wollte. Selbst der schwermüthigste Einsiedler wird und kann sich nicht ganz isoliren; es bleibt immer noch ein Hang zur Geselligkeit in ihm; er wird der Vertraute seiner Hausthiere; er hält Umgang mit seinen Andachtsbüchern, mit Blumen und Kräutern, oder schwärmt in die Gesellschaft der Seligen hinüber, die ihm den Umgang mit Menschen ersetzen müssen, oder er vertreibt sich die Zeit, die Versuchungen der Teufel abzuwehren.

Wenn wir im Allgemeinen den Unterschied der Denk- und Sittenweise der Menschen in größern und kleinern Societäten beobachten: so bemerken wir bey den erstern offenbar ein ungezwungeneres, liberaleres, leichteres und offneres Wesen, einen weniger lichtscheuen und weniger beengten Charakter, eine größere Freiheit im Denken, Handeln und Reden, eine freiere Sitte; daneben einen größern Hang zu Ausschweifungen, zur Verschwendung, zu Liebeshändeln, und mehr Hinstreben zu einem fröhlichen und genußreichen Leben. — In kleinern, engern Gesell-

schaften und Standesverhältnissen handeln die Menschen schon mehr versteckt, ängstlich, einseitig, weil sie kein allgemeinerer Geist leitet, argwöhnisch, mißtrauisch, nehmen sich leicht etwas übel, und bilden sich weniger zu einer liberalen Denkfreiheit aus. Dagegen sind ihre Sitten einfacher, besonnener und ihr Leben in der Regel gemäßigter, häuslicher und gesitteter.

Der Soldat lebt eigentlich in der großen Societät, und fast mehr im Umgange mit Männern, als mit Frauen. Beide Umstände müssen Einfluß auf die Stimmung und Form seines Charakters haben, als welcher sich meistentheils in Absicht einzelner Züge vortheilhaft auszeichnet. Einer dieser Züge ist wohl vornehmlich eine, freilich oft an das Rohe grenzende, aber doch achtbare Offenheit, Gradheit und Freymüthigkeit des Sinnes, welche durch das Zusammenleben nach einerley Gesetzen und nach einerley Tone unterhalten wird. Die Selbstkraft und Selbstthätigkeit des Gemüths erhält fast bey allen Menschen in größern Societäten auch einen größern Spielraum. Sie fühlen sich freier, der herrschende Geist des größern Lebens, unter einem fort-

währenden Ideenwechsel, unter dem Austausch der Vergnügungen, geht leichter in sie über, und entladet sie von den Fesseln, welche uns in kleinen Societäten, so wie an kleinen Oertern das lauschende Mißtrauen, das kleinliche Einerley, und die kalte Pünctlichkeit der Convenienz aufzulegen pflegt. — Das Beyspiel der Menge, das stete Reiben der Handlungen und Gesinnungen an einander, das in größern Gesellschaften nicht ausbleiben kann, die freiere Art, wie sich Männer unter Männern ohne Rückhalt aussprechen, und ihre Meinungen sagen, schließt ihre Herzen auf, und legt dadurch den Grund zu jener Offenheit und Unzwungenheit des Charakters, welche den Soldaten vorzüglich eigen ist.

Je mehr der Mensch in seinen Verhältnissen mit andern eigentlich mehr eingezwängt, als offen behandelt wird, je mehr man ihn nur immer einseitig und kalt berührt, je leichter nimmt er ein gewisses bängliches und besorgliches Wesen in sich auf, und giebt sich der leidigen Menschenfurcht hin, die wir so häufig in jedem Lebenszwange wahrnehmen. — Aber eben diese Menschenfurcht ist es nun auch, welche ihm eine an-

dere Form aufdrückt, als die ist, welche ihm die Freiheit des Charakters geben würde, — der Mensch wird verschlossen, und geneigt, mit größter Umsicht seine Worte und Schritte abzumessen; er fühlt es nur zu gut, daß er in diesen Einengungen näher und schärfer beobachtet wird, daß ihn der Tadel leichter trifft, daß er bey gewagter Freymüthigkeit in den kleinern Zirkeln weniger Schutz findet. Er darf sich in diesem unbedeutenden Raume nicht stark bewegen, ohne überall anzustoßen. Die ewige Rücksicht, die er auf die beschränkte Denkweise kleinlicher Menschen, auf ihre Launen, Vorurtheile und privilegirten Thorheiten nehmen muß, die Sclaverey, sich vielleicht wider sein Selbstgefühl in den Geist der Klike zu schicken. Der Druck, welchen dieser Geist der menschlichen Seele auflegt, gründet in ihm neben der Menschenfurcht die Verstellungskunst, und die winzige Schlauheit, die wir in den meisten kleinen Societäten wahrnehmen.

Durch die Verminderung der Menschenfurcht, und durch den Eintritt in ein vielseitiges und thätiges Societätsleben nimmt der Mensch den freiern Charakter an, den wir meistens an dem Soldaten be-

merken, und der ihm seinen ausgezeichneten, schlichten und graden Anstrich giebt. Hat er seine Schuldigkeit gethan, ist er ein brauchbarer Kriegsmann: so wird ihm fast jeder Ausdruck der Ungezwungenheit gestattet, und keine ängstliche, pedantische Sittenlehre belauscht seine Schritte. Er lebt mitten in dem Zwange seines Standes, der nothwendig ist, als ein freyer Mann, er darf reden und denken so viel er will, wenn es nur nicht mit seiner Ehre und seinen Standesverhältnissen streitet; und wenn auch durch diese Freiheit eine Menge Schwätzer erzeugt werden: so ist dieser Geist doch immer noch besser, als der Ton des abgezirkelten, bänglichen und schwerathmenden Weltlebens, und des leidigen Hofzwanges. Eben dieser Geist ist es, welcher uns in diesem großen Stande der Societät und in den Annalen seiner Geschichte so viel edle, schöne und kräftige Handlungen sehen ließ, welcher mitten unter den Waffen die Freiheit des Denkens verehrte und vertheidigte, welcher sich in den bessern Helden aller Zeiten mit Liebe und Menschengüte aussprach, welcher sich unverholen immer so zeigt, wie er wirklich ist, und auch seine Würde dadurch zu behaup-

ten sucht, daß er selten zweydeutige und ehrlose Menschen unter sich duldet.

Der freyere Mensch hat überhaupt, wenn seine Freyheit nicht in Frechheit und blinde Willkürlichkeit ausartet, und die Cultur ihm zur Seite geht, einzelne sehr schätzbare Seiten, die bald mehr bald weniger auch aus dem Soldaten hervorblicken. — Der freye Mann erniedrigt sich nicht zu feilen Schmeicheleyen, weil die Schmeicheley gemeiniglich jenen Sclavensinn ankündigt, welcher dem freien Geiste durchaus zuwider ist. Er sagt die Wahrheit bald härter bald bescheidener, nach den Umständen und nach dem Standpuncte, worauf seine Bildung steht. Er wählt sich freye Männer zum Umgange; die kleinen und engbrüstigen Geister, die Pedanten, die faden Witzlinge, die Querköpfe mag er nicht, weil er selbst ein grader, offener und selbstständiger Mann ist. Ohne ängstliche Umsicht, ohne ein kleinliches Mißtrauen gegen andere giebt er sich dem schuldlosen Frohseyn hin, und verbreitet es ohne Dank zu fordern um sich her. Freywillig und freundlich theilt er seine Wohlthaten aus, ohne daß ihn das Gesetz daran erinnert. Dabey ist sein Schritt

durch das Leben fest, ohne Schwanken, bisweilen stürmisch und trotzig und zu schnell; allein immer der Schritt, der keine Ketten trägt, und den Mann in seiner edlern und aufrechten Form zeigt. Aber deßwegen geht er nicht auf Stelzen; er ist sich in seiner wirklichen Höhe genug; jede angedichtete Größe würde ihm nur eine drückende Last scheinen, folglich das Gefühl seiner Freiheit beleidigen. Eben darum bleibt sich der freye Mann immer gleich und der Natur getreu; er künstelt an sich nicht; er fürchtet in seinem Leben nichts so sehr als die Kunst, die ihn verwöhnen und verzärteln könnte. Die ganz einfache und ungeschminkte Natur ist seine Freundinn, seine Geliebte, seine Heilige, — und so zeigt er sich in seinem ganzen Umgange, in seinen häuslichen Verhältnissen, in der Freundschaft, in der Pflicht und in seinem ganzen Leben. — So will er aber auch, daß man mit ihm umgehen soll.

Die Art und Weise des Umganges, die freyere Art des gegenseitigen Benehmens und Aufeinanderwirkens, das Ungenirte hierbey, sobald man sich nicht in Dienstgeschäften befindet,

bringt offenbar die Offenheit und die aufgeschlossene Charakterstimmung des Soldaten hervor, und befördert die Traulichkeit und brüderliche Eintracht dieses Standes selbst da, wo es an Cultur und feinerer Lebensart fehlt. Da sich alle als die durch Eid und Pflicht verbündeten Mitglieder einer Societät betrachten, da ihr Seyn und Wirken, ihr Leben und ihr Tod gleichsam an Ein Geschick gebunden sind, da ihnen einerley Gefahren drohen, und einerley Freuden winken, und einerley Geschäfte obliegen: so kann es nicht leicht engere Verbindungen, als die ihrigen geben, und so sehen wir oft eine Herzlichkeit unter ihnen herrschen, und einen Brudersinn, welcher der Seelenfreundschaft griechischer Krieger gleicht. Diese Herzlichkeit leuchtet selbst aus der originellen Kraftsprache hervor, die sich durch zärtliche Flüche und freundschaftliche Schimpfreden ausspricht, und durch das eingeführte vertrauliche Du und Du einen noch größern Spielraum, und einen noch festern Boden erhält. Die Sache ist ganz natürlich. Die Lebhaftigkeit und Mittheilbarkeit unserer Gefühle und Ideen hängt sehr von der Art ab, wie man sich in dem geselligen Leben ausdrückt; die Ver-

traulichkeit der Sprache geht in die Herzen mit einer gewissen Zauberkraft über, die gleichsam magisch auf uns wirkt, — vornehmlich dann, wenn sich die brüderlichen Ausdrücke der Liebe und Freundschaft mit den süßen Rückerinnerungen gemeinschaftlich genossener froher Stunden verbinden, wie dieß der Fall bey dem sogenannten Dutzen ist.

Es ist dem edlern Menschengefühl so natürlich, sich gegen diejenigen nicht mehr zu verbergen, und ängstlich zu verstecken, mit denen wir oftmahls fröhliche und vertrauliche Stunden genossen haben, und dadurch in eine nähere Verwandtschaft mit ihnen getreten sind. Gemeinschaftlicher, schuldloser, sey es auch bisweilen rauschender Genuß der Freude [wie z. B. im Soldatenstande], verscheucht das Mißtrauen gegen die fröhlichen Mitgenossen, öffnet das Herz zu freyern Ergießungen; tödtet die üble Laune, die Erbfeindinn alles geselligen Lebens, und knüpft nicht selten so zarte und feste Bande der Gemüther, daß man die wunderbar schnellen Entstehungen der Freundschaft und der Liebe ursprünglich einer frohen, innigst genossenen Stunde zuschreiben

kann. Die Art und Weise, wie man solche gemeinschaftliche Freuden mit einander genießt, das Einstimmen in Einen Ton, in Eine Sprache, selbst in kleine Ausgelassenheiten hierbey pflegen die Herzen noch mehr aufzuschließen und zu nähern, — und der Scherz, der hier meistentheils nur schäkernd und lachend, selten beißend ist, weil man in letzterm Fall Herausforderungen fürchten muß, zeigt seine gesellige Zauberkraft nie mehr, als in militairischen Zirkeln, von den höhern Graden bis zu dem gemeinen Mann hinunter.

Offenbar wird durch die Ungezwungenheit und Offenheit des militairischen Charakters auch durch die Gleichheit des Standes selbst unterhalten, vorzüglich bey denen, die gleiches Alters sind. So sehr sie auch in den Graden des Dienstes von einander abweichen mögen, so ist doch hier einer, was der andere ist — Soldat. Einer hat die Rechte, die Ansprüche, die Hoffnungen, die Uniform, wie der andere. Bey der gewöhnlichen Löhnung, und der gewöhnlichen Dürftigkeit seines Standes hat keiner eine hervorherrschende Ursache, den andern zu beneiden, und dieß ist ein

sehr wichtiger Grund der militairischen Einigkeit, die in keinem Stande so angetroffen wird. Cabalen können nicht leicht unter ihnen aufkommen, weil man sich einander schon freyer und muthiger entdeckt, und der Befehdete bald seinen Vertheidiger, auch wohl unaufgefordert seinen Rächer findet. Parteyen und Parteysucht giebt es freilich auch hier; aber sie stehen überall unter scharfen Augen und Critiken, sie dürfen es nicht leicht wagen, einen Verstoß gegen die militairische Ehre zu begehen, und die Lieblinge der Generale werden gemeiniglich hart mitgenommen, oder auf eine schnöde Art vermieden.

So viel Abstufungen es auch in diesem Stande giebt: so herrscht doch die leidige Rangsucht in ihm vielleicht weniger, als in den andern Ständen, weil der Soldat als solcher mit allen seinen Cameraden eigentlich nur einerley Rang hat. Die Niedern gönnen den Höhern ihre Höhe, weil diese Abtheilungen einmahl durchaus da seyn müssen, und jeder seine Bahn eben so, wie der Höherstehende, zu durchlaufen denkt. Der Fähndrich zweifelt nicht daran, dereinst auch General, und wo möglich Feldmarschall zu werden, und kann,

wenn er sich ehrenvoll auszeichnet, so gut wie dieser einen Orden erringen. Die Obern dürfen den Jüngern ihre Würde und Höhe zeigen, und auf Subordination halten; aber sie dürfen jene nicht beleidigen, wenn sie nicht den ganzen Stand gegen sich aufreizen, und sich Unannehmlichkeiten aussetzen wollen. Kein vernünftiger Obere wird sich damit breit machen, daß er der Obere ist, weil dieß mit dem Geiste und der Sitte des Standes selbst streitet, und jeder nach dem Gebrauche weiter hinaufrückt. Ein General, der stolz auf seinen Rang ist, wird selten geliebt; er ist die Zielscheibe des Witzes aller seiner Untergebenen, und in Gefahr, seinen Credit und seine Ehre zu verlieren, wenn er keine Schonung beobachtet. Dieß ist alles anders in den übrigen Ständen des menschlichen Lebens.

Nichts entfernt die Herzen meh rvon einander, scheidet sie mehr von einander, als die Complimentensprache, dieses weichliche und süßliche Nichts, wodurch man sich gewöhnlich nur privilegirte Unwahrheiten zu sagen pflegt. Sie ist dem Soldaten weniger eigen, als andern Ständen, und auch darum stehen sich hier die Men-

schen schon näher. Man redet hier mehr, wie man denkt, man sagt dem Camerad seine Meinung grade heraus, wozu man durch das Du und Du schon ein Recht gewonnen hat; man findet keinen Beruf, in dieser Nähe sich einander Süßigkeiten zu sagen. Man erklärt sich, man warnt, man giebt Rath und Auskunft, wie es Brüder zu thun pflegen. In keinem Stande ist der Schmeichler und Kriecher so verhaßt als hier. Er paßt sich in dieses Institut durchaus nicht, so wenig wie der, welcher auf eine zippe Art zurückhaltend und heimlich ist. Je grader, je besser. — Dieß ist der achtbare Ton dieses Standes, wenn er auch bisweilen an das Rohe grenzen sollte.

Wegen dieser Offenheit und Gradheit des militairischen Charakters ist der Umgang mit diesem Stande sehr leicht und bequem. Man nähere sich dem Soldaten in seiner bessern Weise. Man sey ebenfalls offen und grade gegen ihn, und man hat sein Herz und Vertrauen gewonnen. Dabey ist er ein Mann von Ehre, und wird nicht leicht sein Wort brechen, wenn es auch bisweilen nur darum geschehen sollte, um seinen Cameraden nicht in einem verdächtigen Lichte zu erscheinen.

Da er gemeiniglich ein Feind von Künsteleyen des Umganges und der geselligen Ziererey ist: so stößt man auch bey ihm weniger an, wenn man nur seinem Pointd'honneur nicht in den Weg tritt, als welches man im Umgange mit ihm nie aus dem Auge verlieren darf. Man kann sich ihm meistentheils ohne Besorglichkeit und Mißtrauen entdecken; er hat Schweigen gelernt; er ehrt seine gegebenen Versicherungen; sein Händedruck ist selten nur erkünstelte Wahrheit und Treuherzigkeit, und trotzt er auch bisweilen auf seine Waffen: so ist dieser Trotz doch achtungswerther, als die süßlichen Freundschaftsschwüre des höfischen Weltmannes, die nur auf den Lippen schweben. Die Leichtigkeit und Liberalität seines Umganges wird nun noch durch seinen entschiedenen Hang zum Frohsinn befördert. — Der ganze Geist und Charakter seines Lebens giebt ihm Anleitung hierzu; sein Stand, mit vielen Mühseligkeiten verbunden, verlangt, sobald es geschehen kann, öftere Erholungen, Abwechselungen des Genusses und Zerstreuungen. Hierin darf man ihn nicht bekehren wollen; er verträgt die Strenge der pünctlichen Sittenlehre nicht gern; — er will

ein Leben genießen, das so vielen Gefahren ausgesetzt ist, und das er vielleicht bald auf dem Schlachtfelde hingeben muß; er will, da er für die Freiheit zu streiten bestimmt ist, in sich selbst nicht gebunden und beengt seyn.

Aber man gehe in seiner Vertraulichkeit nicht zu weit mit ihm. Er könnte, bloß aus Unbefangenheit und einer gewissen Derbheit, Mißbrauch davon machen und uns in seine Spiele, seine lockern Zeitvertreibe und seine müssigen Stunden verwickeln. — Er ist in der frohen Laune ein lustiger und loser Verführer, und nimmt sich dieß nicht übel, weil er sich nach der Sitte seines Standes kleine muthwillige Streiche leichter vergiebt, und gern die jugendliche Schadenfreude haben mag, andere, wie z. B. beym fröhlichen Mahle, zu verführen und zu besiegen. Man gebe sich in seiner Gegenwart keine Blößen, man zeige ihm unsere Schwäche nicht; er kann leicht ein muthwilliger Spötter werden, da er sich als den Stärkern denkt, seinen Stand über alle andern Stände weit hinaussetzt, und das Lächerliche derselben aufzusuchen geneigt ist. Mit freundlichem Ernste gehe man mit ihm um;

aber nicht mit Einstimmungen in seinen zu freyen Ton und zu freye Sitte. Er kann es sogar bisweilen übel deuten, wenn der Nichtsoldat mit ihm hierin einerley Schritt halten will. Man achte ihn, und er wird dankbar seyn; man vertraue ihm, und er wird unsere Freundschaft ernstlich erwiedern. Unter dem Harnisch schlägt oft das weichste und menschenfreundlichste Herz. Ich habe Männer in diesem Stande gefunden, die ihr Leben dem Freunde so bereitwillig, wie dem Schlachtfelde, hingegeben hätten, die mit jenem großen Unsterblichen den Tag für verloren hielten, an dem sie keine Wohlthat ausgetheilt hatten, und die mit einer Großmuth Beleidigungen trugen und verziehen, die nur aus einem wahrhaft großen Herzen hervorgehen konnte. „Die Natur hatte sie geadelt, wie ein Schriftsteller sagt, und nicht der Stammbaum ihrer Väter. Ihre Tugenden waren ihre Ahnen, und ihr edles Worthalten machte sie zu wahrhaften Männern und Rittern.“

Was dem gebildeten Umgange mit Soldaten nicht selten in den Weg tritt, ist die Großsprecherey und Ruhmredigkeit Einzelner, das Prun-

ken mit Großthaten, oder auch mit längst vermoderten Ahnen. Wenn auch die persönliche Tapferkeit ein Recht hierzu giebt, weil sie als ein Verdienst des Kriegers betrachtet wird: so ist doch jener prahlerische Ton, zumahl wenn er durch sich selbst imponiren will, zu einem veredelten Umgange nicht sehr geeignet. Der Tapfere wird seine Thaten für sich reden lassen, als daß er sie selbst auf die Schaubühne stellt. Seine Bescheidenheit redet auch wirklich mehr für ihn, als alle seine Selbsterhebungen, die sogar leicht einen Verdacht gegen ihre historische Wahrheit erregen oder lächerlich werden, wenn man sie zu oft gebraucht. Indeß hat jener Ton in unsern feinern Zeiten sehr in den geselligen Zirkeln abgenommen; man hat seine lächerlichen Seiten und seine Brutalität zu sehr aufgedeckt, als daß er noch länger gefallen konnte, — auch hat das andere Geschlecht durch seinen großen Einfluß auf das gesellige Leben die militairischen Renommisten nach und nach daraus vertrieben. Die diese seltsame Kraftsprache noch führen, sind junge, unerfahrne Leute, die nicht viel mehr in und an sich, als ihre Körperkräfte zu üben haben, und es noch

nicht einsehen, wie alles Lächerliche dem bessern Geiste der Gesellschaft gradezu widerspricht, — und daß eine Tapferkeit ohne Verstand und Genie nur animalischer Natur ist. Nicht zu gedenken, daß diese jungen übermüthigen Heroen oft in ihrem Innern gutmüthige und sanfte Charaktere sind, welche, wenn es Ernst wird, die Hand gern zum Frieden biethen, und nach erlittenen Zurechtweisungen das „leben und leben lassen" gar freundlich anpreisen und üben.

Im Umgange mit Militairpersonen vermeide man vornehmlich zwey Arten, — die Zänker, und die empfindlichen Gemüther. Mit beyden gehe man äusserst behutsam um, wenn man sich und Andern nicht die Freuden geselliger Stunden verderben und verbittern will. — Der Zänker ist nicht immer ein empfindlicher Mann; er will nur Streit haben, überall Recht behalten, und Andern seine Ueberlegenheit zeigen. Er gefällt sich in seiner donnernden Sprache, in seinen Flüchen und Aufglühungen. Auch, ohne gereizt zu seyn, fordert er oft den andern zum Kampfe auf, oder dringt so lange durch seine Beissigkeit, oder auch durch die Flasche in den andern ein, bis

ein Wort das andere giebt, und schnöde Erklärungen erfolgen. Wenn man den Händen dieser Kampfshähne entfliehen kann; [was nicht immer thunlich ist, weil sie uns oft mit ihrer Andringlichkeit aus einem Winkel in den andern treiben, und uns zur Antwort zwingen] so gebe man ihnen lieber Recht, wenn ihre Behauptungen nicht gar zu absurd sind, und höre sie, ohne zu widersprechen, mit innerm Bedauren an. Dem lebhaften Kopfe wird dieß freylich schwer; aber er wird in dieser Lage manchen Unannehmlichkeiten entgehen, wenn er an sich zu halten weiß, und dadurch der Gesellschaft selbst einen Dienst erweist. Ein einziger Widerspruch bringt oft einen Tumult in den ganzen geselligen Zirkel, und jagt ihn, wie eine zerplatzende Pulvermine, aus einander. — Wollen sich aber diese unruhigen Renommisten durchaus an uns reiben: so zeige man ihnen einen besonnenen Muth und Entschlossenheit, ohne beleidigende persönliche Angriffe, und man hat gewonnen Spiel, oder man entferne sich dann lieber ganz, und lasse sie mit Andern, oder mit sich selbst zanken.

Die empfindlichen und kritlichen Köpfe sind eben so säuberlich zu behandeln, und oft noch mehr, als der Zänker. Dieser spricht sich sogleich in seiner Lebhaftigkeit aus, und sein Sturm vergeht oft eben so schnell, als er entstand; aber der Empfindliche brütet über jedem Worte, jeder Miene, jeder Bewegung, und legt sie nach seiner hämischen Laune aus. Wenn man auch den Zänker zum Schweigen bringen kann: so ist dagegen der Empfindliche nie so leicht beruhigt, — sein Mißmuth, sein Tadel, seine Grille, und sein böser Wille bricht immer wieder hervor, wenn man ihn auch ganz besänftigt glaubte. Er kann nicht vergeben und nicht vergessen, anstatt daß der Zänker nach seinem Paroxismus in Gutmüthigkeit und Herzlichkeit übergehen kann. Zum Glück haben jene Leute, gleichsam wie mehrere giftige Thiere, gewisse Warnungszeichen an sich, wodurch man ihren innern beissigen Charakter erkennen kann. — Es giebt zwar unter den Empfindlichen eine Art, welche mit einer gewissen erkünstelten Freundlichkeit und süßlichen Gesichtsausdrücken in die Gesellschaft treten; aber ihr innerer reizbarer Sinn wird dadurch nur sichtbarer und verdächtiger,

— und vor diesen hat man sich besonders zu hüten, zumahl wenn sie im Rausch sehr inflammabel sind. Höchst behutsam berühre man ihr Point-d'honneur. Auch in den kleinsten Dingen, die den Soldaten gar nichts mehr angehen, betrachten sich solche empfindliche Leute immer noch als Soldat, fühlen sich überall beleidigt, und treten einem jeden mit dieser Reizbarkeit in den Weg. Dieß erschwert vornehmlich den Umgang mit ihnen, weil man nicht die hundert Seiten kennt, wo sie verwundbar sind, so daß selbst das unschuldigste Wort, oder die kleinste Vernachlässigung ihrer Person, wobey wir gar nichts dachten, ihre giftige Laune aufregen kann.

Wenn man den Umgang mit rohen und ungebildeten Kriegsleuten nicht vermeiden kann: so gebe man sich wenigstens das Ansehn, als ob man in ihren Kreisen Vieles nicht sehe noch höre. Es werden hier die wunderlichsten Dinge gesprochen, die entsetzlichsten Obscönitäten in allen Farben aufgestellt, die heiligsten Wahrheiten angegriffen, die sinnlichsten Sinnlichkeiten geübt, die schneidendsten und lieblosesten Urtheile ausgesprochen, und die Ausgelassenheit über alle Gren-

zen herausgetrieben. — Dann ist es am räthlichsten, eine gewisse Ruhe und Gleichgültigkeit im Aeussern anzunehmen, nicht mit einzustimmen, weil diese Ruhe auch dem muthwilligsten Tone eine gewisse Achtung einflößt. Aber man zeige keinen schnöden, bestrafenden Ernst im Blick und Wort. Dieß reizt den Geist der Ausgelassenheit in solchen Zirkeln nur noch mehr auf, und der Moralist steht hier ganz an seiner unrechten Stelle. Um nicht als Pedant zu erscheinen, und von dem rohen Haufen bespöttelt zu werden, kann man sich einzelnen Momenten der schuldlosen Freude, die auch in den wildesten Zirkeln nie ganz verschwindet, hingeben, wodurch man sogar oft den Sturm und die Ausgelassenheit der Vergnügungen leiten, oder wenigstens mildern kann.

---

3. Umgangskunst mit dem Lehrstande.

Der Sectengeist hat ebenfalls, so wie der militairische und der Gildengeist, seine großen Eigenthümlichkeiten, die man immer vor Augen

haben muß, wenn unser Umgang auch hier vorsichtig und besonnen seyn soll. Der Geist der Gilde ist überhaupt des Menschen zweyte Natur, und begleitet ihn durch sein ganzes Leben. Es können die größten moralischen Veränderungen und Metamorphosen in und mit dem Menschen vorgehen, der Geist des Standes verläßt ihn nie. Die gescheidtesten Köpfe können ihn nicht verbergen, wenn sie auch wollen. Auch bey großer innerer Kraft zur Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung ist dieser Geist nicht immer zu besiegen, und wird in den meisten Fällen sogar abderitisch.

Auch in dem geistlichen Stande und seinen vielfachen höhern und niedern Abtheilungen herrscht dieser Geist, und eben so wie im Wehrstande ein gewisses unvertilgbares Point d'honneur, das sich aber bey dem Clerus noch mehr zu einer innern selbstgefälligen Beschaulichkeit seiner Würde ausbildet. — Der Soldat ist nur stolz auf seinen Stand, weil er der Tapfere heißt, und weil er dem Vaterlande große Opfer bringt; der Geistliche ist stolz, weil er seine Wissenschaft und seine Dogmen über alles andere Wissen erheben darf,

und für ein ganz anderes Vaterland, als der Soldat, lebt und kämpft. Der Soldat stirbt nur für seinen irdischen Regenten; der Religiose für seinen Glauben, also für etwas viel Höheres und Unsichtbares. Der Soldat leidet und duldet für ein vorübergehendes Interesse; der Clerus für die Ehre seiner Gottheit und seiner Religion. Ueberall sind hier andere und gleichsam heilige Gesichtspuncte, die den geistlichen Stand umgeben; überall ein ganz anderes Selbstgefühl, eine ganz andere Selbstanschauung, eine ganz andere Würde. Vom General erhält der Soldat seine Winke und Befehle; der Geistliche bekommt sie vom Himmel herab, oder auch, seiner Meinung nach, durch eine innere Offenbarung, die der Herr der Welten dem sterblichen Menschen giebt, und wodurch dieser mit der Gottheit gleichsam in eine Corporation tritt. Der Soldat rächt sich und seine Ehre durch die Stärke seines Arms; der Religiose ruft den Weltschöpfer um Rache gegen die Beleidigungen seines Glaubens an, mit welchem er nur Eine Person ausmacht. Der Soldat kann seinen Feind nur erlegen; der Religiose kann ihn ewig verdammen. — Aus allen diesen Ansichten entstehet ein Charakter des Clerus, der dem

Soldatengeiste zwar immer ähnlich bleibt; aber doch auch auf das frappanteste von ihm abweicht, — vortreffliche, aber auch schwache Seiten, die diesen Stand abwechselnd beherrschen, und seine ganz eigene Individualität bewirken.

Das Bild eines wahrhaft edeln, liberalen und aufgeklärten Geistlichen ist das schönere im geselligen Leben, wenn dieser die Micrologien seines Standes abgelegt hatte. Sein Beruf ist das Würdigste in dem Umfange aller menschlichen Pflichten; Menschen zu einem höhern Seyn auszubilden, die Erde von dem Laster zu reinigen, die Gottheit in seinem eigenen Leben auszusprechen, und als der religiose Weise ewig und unveränderlich in den Stürmen des Lebens fest zu stehen. — Seine Lehre ist die hohe Schule der reinen Sittlichkeit, des wahrhaft Großen und Schönen in dem Menschen, die Verkündigung, die Sprache eines höhern Wesens an den Menschen, und der ewigen Liebe, womit dieses Wesen das ganze Weltall umfaßt. Das Unsichtbare nähert sich durch seine Boten dem Sichtbaren in seiner stillen und heili-

gen Größe. Die Religion hat stets und überall, und in den tausendfachen Abstufungen ihres Reichs auch überall ihre Evangelisten gehabt, und unter allen Nationen der Erde hat der Lehrstand seine Wunder verrichtet. Da, wo er frey wirken darf und will, und die Vernunft ehrt, — da ist Licht und Sonnenschein für das menschliche Herz, da erweckt die Wahrheit die Helden des Glaubens und der heiligen Sitte.

Auch hat der Umgang mit jenen würdigern Männern seine besondern Vorzüge und Annehmlichkeiten, und sie sind in allen gebildeten Zirkeln willkommen, wie es denn überhaupt in diesem Stande sehr viel vortreffliche und liebenswürdige Gesellschafter giebt. Da sie durch ihren Stand, und die Achtung, in welcher sie stehen, zu einer wenigstens äussern Reinheit der Sitte und Lebensart verbunden sind: so hat der gute Ton von ihnen nicht nur keine Beleidigungen zu fürchten, sondern er wird auch sogar durch ihre Decenz, und oft schon durch ihre Gegenwart in seiner Regelmäßigkeit erhalten. Da sie durch ihre öffentlichen Vorträge ihre Sprache ausgebildet, und dadurch eine Leichtigkeit in Rede und Ausdruck erlangt haben:

so sind sie nicht selten sehr angenehme Erzähler, und nicht leicht wird die Unterhaltung stocken, wo sie gegenwärtig sind. — Ich rede hier von wirklich gebildeten Männern, welche nicht, wie so viele, durch ihre geschmacklose Eloquenz alles nieder reden, allein das Wort führen wollen, und dieß in einem weitschweifigen Tone üben, der selbst die geduldigste Geduld empört.

Es ist zwar allen Menschen eigen, daß sie nicht leicht den Widerspruch vertragen; aber der geistliche Stand zeichnet sich in dieser Eigenschaft besonders aus. Der Grund hiervon liegt wohl mit darin, weil besonders öffentliche Lehrer so viel reden und sagen können, ohne daß ihnen ein Mensch widersprechen darf, und weil sie natürlicher Weise ihre Autorität und ihr Amt durch den Widerspruch nicht gern compromittirt sehen. Wer den Widerspruch hinnimmt, verräth ohnehin eine Schwäche, und diese muß der Geistliche überall mehr, als andere, zu verbergen suchen, weil die Würde seines Standes, und die Achtung, die er von Andern verlangt, jenes nothwendig

macht. — Es ist daher eine Unart vieler Menschen, wenn sie in geselligen Zirkeln sich nur immer an den Geistlichen reiben wollen, und mit ihnen wohl gar Religionsstreitigkeiten anfangen. Dieß ist für Andere die unangenehmste Unterhaltung von der Welt, und führt zu nichts, als daß ein jeder hartnäckig bey seiner Meinung bleibt. Man sollte überhaupt im Umgange, der zu keinen Schulübungen, sondern zu einem freundlichen Austausche der Gemüther bestimmt ist, die Gespräche über Dogmen, Secten und Glaubenssachen zu vermeiden suchen, sobald man nicht einerley Meinung seyn kann noch will. Es ist gewöhnlich irgend jemand vorhanden, der dadurch angestoßen wird, — wenigstens ist die größte Behutsamkeit hierbey nöthig, da wir nicht wissen können, wie viel oder wenig sich dieser und jener aus seinem G l a u b e n macht. Selbst der Freydenker wird jenen polemischen Ton, jenes Controverspredigen nicht billigen, weil es den Rechten des Menschen, irgend eine Religion zu haben, zuwider ist, und die Sucht, Proseliten zu machen, gewöhnlich nicht aus Wohlwollen, sondern aus Secten-Egoismus entsteht. Es ist auch immer ein Mangel an Ver-

nunfterziehung, wenn man Gespräche und Gezänke über Dinge beginnt, die sich vielleicht gar nicht entscheiden lassen, weil sie jenseit aller Erfahrung liegen, — oder über Dogmen spottet, denen man immer noch einen edeln Sinn unterschieben kann, so widersinnig auch ihre äussere Form seyn mag. Noch mehr als Mangel der Vernunfterziehung ist es, Andere in ihrem Glauben irre zu machen; — es ist Grausamkeit, weil der Mensch seine Sitte, seine Hoffnungen, seine Pflichten, seine Zukunft darauf gründet, und ohne diesen Glauben ein Bösewicht seyn würde. Es ist grausam, etwas zu bewitzeln, was dem Andern ein Heiligthum ist, was ihn im Guten fest hält, im Unglücke stärkt, was seine Menschenliebe begeistert, sein Herz erwärmt, und ihn im Tode tröstet.

Viele Geistliche haben selbst den Fehler, daß sie sogleich Religionsfehden anfangen, sobald sie in gesellige Zirkel treten; wahrscheinlich um entweder ihre Schulgelehrsamkeit zu zeigen, oder weil sie in den bessern Arten des Gesprächs nicht geübt sind. Dieß sind entweder von Natur theologische Zänker und Disputirgeister, oder sie fehlen aus

Mangel an Judicium gegen den edlern, geselligen Ton, der sich alles Streiten überhaupt verbittet. Man sollte den Geist seiner Gilde und Secte so wenig als möglich sehen lassen, da es vollkommen hinreichend ist, in den Gesellschaftskreisen nur als ein verständiger und liberaler Mensch zu erscheinen. — Wenn der Clerus sich in seinen Religionsgezänken üben will: so mag er es in seinen Synoden thun; aber die schönen und heitern Stunden des geselligen Lebens muß er uns nicht verderben.

Was ich oben von dem Orientiren in der Gesellschaft überhaupt gesagt habe, und wie nothwendig es sey, sollte man auch im Umgange mit Religionssecten klüglich beobachten. Man sollte es sich zur Regel machen, wenn man in fremde gesellige Zirkel tritt, sich nach den etwa vorhandenen Bekennern dieser oder jener Religion zu erkundigen, um nicht, wäre es auch nur zufällig und schuldlos, gegen ihr Glaubenssystem anzustoßen. — Wenn man auch gar nichts glaubte: so müßte man doch den Glauben Anderer respectiren, zumahl, da wir sicher voraussetzen können, daß die wenigsten Menschen ihre Religion

untersucht haben, und daher den leisesten Anstoß gegen sie, sey es auch nur gegen ihre äussern Verzierungen, für ein Verbrechen halten, welches Rache und Bestrafung verdient. Die Erbitterungen, die dadurch entstehen, sind unauslöschlich, und die Religionsverfolgungen waren daher immer die blutigsten, wenn sie auch aus den kleinlichsten und unbedeutendsten Streitpuncten hervorgingen. — Der Mensch hängt an den ihm heiligen Gewohnheiten uud Gebräuchen so fest, daß, wenn er auch seiner Secte entsagt hatte, oder ganz Indifferentist war, sie doch nicht gern bekriegen sieht, und, bey aller Freygeisterey, sich dann ein kleines Aufwallen in seinem Innern nicht verbergen kann. — Friedrich der Große, dieser berühmte Dilettant im Scherzreden, konnte doch einige hämisch witzige Ausfälle seines Voltaire gegen die Religion nicht verdauen, und Männer, die in solchen Scherzen starben, setzten sich ein niedriges Denkmal ihres Todes, wenn man diese Scherze nicht als Krämpfe des sterbenden Witzes entschuldigen will. —

Alle diese Rücksichten der Schonung und Klugheit muß man im Umgange mit dem geistlichen

Stande sowohl überhaupt, als auch mit einzelnen Sectengliedern, Religiosen und Schwärmern, insbesondere beobachten, indem man einem jeden die Straße seines Systems und Glaubens ruhig ziehen läßt. Die Empfindlichkeit für seine Lieblingsmeinungen und gegen ihre Beleidigungen ist in jedem Menschen, der sich einmahl sein Glaubensgebäude selbst geschaffen hat, oder darin geboren wurde, die allerreizbarste, weil der Mensch gewöhnlich stolz darauf ist, — und das Point-d'honneur des Clerus in ihm noch lebendiger, als in dem Soldaten zu seyn scheint; vielleicht schon aus dem Grunde, weil jener sich zum Theil den Weg zu seiner Beförderung durch Gelehrsamkeit, auch wohl durch mühsames Hinaufdringen aus einem niedern Stande bahnen mußte; der Soldat hingegen durch die einmahl bestehenden Regeln seiner Standeserhöhung fortrückt. Auch setzt der Geistliche seine *öffentliche* Achtung als Bedingung seiner Würde bey dem Volke voraus, wozu ihm schon sein Kleid ein Recht zu geben scheint. — Und warum sollte man ihm diese Achtung, schon selbst aus Klugheit, nicht erweisen, da sein Stand, an sich betrachtet, *ehrenvoll*

und für den Staat nothwendig ist, da er in jeder wohlgeordneten Regierung, was man auch über dessen Aufhebung raisonnirt haben mag, ewig bestehen wird, — und, wenn er seine Pflichten erfüllt, seinen heiligen Beruf recht versteht, und zugleich mit der Cultur fortschreitet, auf die bessere Form und Annehmlichkeit des geselligen Lebens großen Einfluß hat.

Der eigentliche sogenannte geistliche Stolz ist freilich, als eine Erfahrung, nicht abzuläugnen, und erscheint nicht selten in dem widerlichsten Gemählde der Unwissenheit, Aufblähung und Intoleranz; allein dieß ist, als etwas Specielles, kein Fehler des Standes, dessen ganzes Seyn und Wesen — Moralität, Klugheit und Bescheidenheit seyn soll, — sondern Verwöhnung und Veranlassung durch Umstände und des jedesmahligen Zeitgeistes, oder auch nur persönlicher Egoismus. Es gab Zeiten, wo jener geistliche Stolz noch sichtbarer und zudringlicher war, wo der Geistliche überall in den geselligen Zirkeln und bey öffentli-

chen Feyerlichkeiten *) den obersten Rang forderte, überall um Rath gefragt seyn wollte, in den Familien, besonders als Beichtvater und Seelensorger, eigenmächtig herrschte und auf sein Ansehn in der Societät mit unerbittlicher Strenge hielt. In der protestantischen Kirche hat dieser pedantische Geist nach und nach mildere Modificationen angenommen; unsere Geistlichen sind durch die bessere Lebensphilosophie liberaler, geselliger und bescheidener geworden; sie sind wieder zu den übrigen Menschen von ihrer Höhe herabgestiegen, — und der Gebildete fordert jetzt mehr Achtung für sein eigenes individuelles Wissen, für seine Cultur und seine Nützlichkeit im Staate, als für sein Amt und dessen Insignien. Nur noch in engern auch, wohl

*) Als einst eine berühmte deutsche Universität ihr Jubiläum mit einer glänzenden Procession feyerte, stellte sich der Staatsminister des Königs neben den Senior der Universität, der ein Geistlicher war, oben an. Aber der entrüstete Senior schob den Minister unsanft zur Seite, und nahm ohne weitere Umstände seinen Platz ein, und dieß geschah noch dazu an einem Orte, welcher sich von jeher unter den deutschen Universitäten durch feine Sitte und Lebensart ausgezeichnet hatte.

andächtigen Zirkeln und kleinen Oertern herrscht noch jene Veneration des geistlichen Standes in blinder Hingebung und feyerlicher Demuth gegen ihn.

Der geistliche Stolz würde da, wo er sich noch zeigen darf, weniger auffallen, wenn er sich mit den feinern Lebenssitten und jenen schönen Kenntnissen zu vereinigen suchte, welche die geselligen Stunden so erquickend und liebenswürdig machen; aber da ihm nicht selten diese Grazien des Umganges fehlen: so nimmt jene Eitelkeit leicht harte Formen an, und spricht sich durch Plattheiten, oder auch durch eine gewisse erkünstelte Feyerlichkeit aus, die auch, oft ohne anderweitige Verdienste, gar zu gern imponiren möchte. Diese Feyerlichkeit, welche nur der Abdruck einer mißverstandenen Würde oder Würdigkeit ist, kann ins Lächerliche fallen, wenn sich das fröhliche Herz wohl gar zu heitern und zu lauten Augenblicken hingegeben hat, und, um den Fehler zu verbessern, auf einmahl den ganzen Ernst und das andächtige Schweigen des Religiosen annimmt. Man bemerkt diese sonderbare Laune und Tactik im Umgange öfters bey denjenigen Geistlichen, welche

aus kleinen Aemtern zu glänzendern Ehrenstellen hinaufrückten, auch wohl vorher als sehr liberale und umgängliche Männer erschienen, nun aber auf ihrer neuen Höhe sich nicht zu orientiren wissen, oder von dem ersten Schwindel ihres Glücks noch nicht geheilt sind. — Bisweilen kann diese Feyerlichkeit aber auch ein gerechter und absichtlicher Zwang seyn, den sich der kluge Mann in einer vielleicht zu muntern Gesellschaft selbst auflegt, um sich im Gleichgewicht zu halten, und seinem Stande nichts zu vergeben, weil er wohl weiß, wie sehr er in der Gesellschaft beobachtet wird, und wie hoch dem Geistlichen oft die kleinsten Vergehungen im Umgange angerechnet werden. Aber auch selbst dieß erzwungene Wesen ist, wenn es auch den geselligen Kreis etwas geniren sollte, so widerlich nicht, als jene witzelnde und ausgelassene Jovialität so vieler jungen geistlichen Herren, die sich als Lustigmacher der Gesellschaften hingeben, und ihre Würde bis zur tiefsten Erniedrigung ihres Standes und ihres Umganges selbst ablegen.

In Platners tiefgedachten philosophischen Aphorismen *) findet man eine Charakteristik des

*) Zweyter Theil S. 595 u. f. Leipz. 1800.

geistlichen Standes, welche, unter Voraussezzung vieler Ausnahmen, mit dem ganzen Ernste und dem bekannten Scharfblick dieses großen Schriftstellers in gedrungener Kürze entworfen ist. —

„Der geistliche Stand enthält sehr viel Veranlassung Theils zu dem moralischen Stolze [zu Ansprüchen auf die Kenntniß und Ausübung der allein wahren Tugend,], Theils zu der äusserlichen Nachahmung seiner wesentlichsten Grundsätze und Sitten. In beyden Fällen empfängt er mehr Zuversichtlichkeit durch die Voraussetzung, daß diesem Stande entweder wirklich zukomme, oder doch zugestanden werde, eine nähere Verbindung mit der Gottheit, und eine darin begründete Erhabenheit und Herrschaft über andere Menschen *).

*) Schon in einem Briefe, welchen man dem Ignatius zuschreibt, stehen die ausdrücklichen Worte: „daß die Macht eines Bischofs über alle andere Macht erhaben sey." Aus einer andern Stelle leuchtet dieser geistliche Stolz noch deutlicher hervor. Sie heißt: „Salomon hat gesagt: mein Sohn, ehre Gott und den König; aber ich sage euch, ehret Gott, ehret den Bischof als das Bild Gottes in seinem Be-

Auf eine sonderbare Weise vermischt sich oft mit diesem Stolze, wenn er durch höhere Kirchenämter einen irdischen Schwung empfängt, mehr oder weniger Rangstolz. Aus dieser Mischung wird der geistliche Stolz, d. h. ein allenthalben Ehrfurcht erwartendes Betragen. Inniges Wohlgefallen an kirchlichen Würden und Titeln und an dem Range, den sie ertheilen. Ansprüche auf Weltgebrauch und Lebensart, als auf eine in dem geistlichen Stande merkwürdige Erscheinung. Herablassende Freundlichkeit; affectirte Leutseligkeit; segnende Grüße; gesalbte Glückwünsche und Condolenzen. Unnatürlicher Ton der Freude und des Scherzes; und allenthalben der Schein einer bewundernswerthen Herablassung zu der menschlichen Denkart und Lebensweise. Priesterlicher Despotismus in der Lehre und Kirchenzucht."

Ich setze nur noch Folgendes hinzu. Die zu große Demuth dieses Standes, dieses sich Schmiegen und Krümmen besonders gegen höhere Stände, ist oft eine ehrliche, aber mißverstandene, oft

---

fehl, und als das Bild Christi in seinem Priesterthum, — und dann ehret den König.

auch eine affectirte, stolze Bescheidenheit, oder auch oft nur ein Mangel an feiner Welterziehung, welche sich in die geschliffene Lebensart und den bessern geselligen Ton anderer Stände nicht recht zu schicken weiß, und dann aus Verlegenheit zu herablassend wird. Die Erziehung junger Geistlichen besteht gemeiniglich nur in einer gelehrten Zustutzung, welche am allerwenigsten die Kunst des feinern Umganges mit sich führt, sondern ihr sogar oft ganz zuwider ist. Auf Academien wird diese heilsame Kunst unter den jungen Leuten noch weniger geübt, — und so wachsen denn diese großen unerzogenen Kinder zu geistlichen Aemtern heran, worin sie sich entweder als Pedanten und ungeschliffene Männer, oder als demüthigst Ergebene anderer Stände zeigen. — Dieses demüthige Benehmen im Umgange ist zwar auch andern Ständen eigen, und an den Höfen wird es sogar feiner Weltton und gefällige Sitte genannt; allein bey den Geistlichen fällt es nur sichtbarer auf, weil man voraussetzt, daß sein moralischer Charakter durchaus Wahrheit und Gradheit seyn müsse, und — da sein Reich nicht von dieser Welt ist, allen

Anschein von Eigennutz und Habsucht zu vermeiden habe.

Dieser Eigennutz ist es nun eben, welcher von jeher dem geistlichen Stande so viele Vorwürfe zugezogen, und ihrem Umgange eine weniger liberale Form gegeben hat. Der Englische Dichter Denham sagt im Allgemeinen zu hart: „Sie bilden sich ein, daß sie nur um ihrer selbst willen geschaffen sind, und dieselbe nur für sie da sey." Schon die Bischöfe in den ersten Zeiten der christlichen Kirche hatten unter sich ein feines, sehr consequentes Raubsystem errichtet, und der Kaiser Decius ließ, um die Reichthümer der geistlichen Herren etwas zu beschneiden, durch seinen Abgesandten ihnen sehr naiv nur Folgendes sagen: „Ich verlange weiter nichts, als was ich mit Recht verlangen kann, denn wenn ich nicht irre, so schlägt euer Gott keine Münzen." Allein ohne uns in weitere Beyspiele der hier nur zu reichen Kirchengeschichte einzulassen, kann man denn doch auch manches zur Entschuldigung des Eigennutzes dieses Standes, wenn er nicht in das Uebermäßi-

ge ausschweift, sagen. Einmal, weil er unter allen Ständen angetroffen wird, und zweytens, weil den Geistlichen eine Menge von Umständen, die der Parteyische nicht immer gerecht deutet, dazu verführt. — Die meisten geistlichen Stellen in den protestantischen Kirchen sind gewiß nicht sehr einträglich, und gegen Eine sehr gute Pfründe giebt es funfzig erbärmliche, und man könnte sagen, daß sich der Geistliche als Gelehrter, unter den Gelehrten, am schlechtesten steht. Fast überall leben sie, vorzüglich in den neueren Zeiten, die ihren Einkünften so ungünstig sind, in drükkenden Nahrungssorgen. Es giebt deutsche Provinzen, besonders die sandigen, wo der Prediger fast armseliger, wie sein Bauer, leben muß, und wo ihm nur die höchste Aufmerksamkeit auf seine Oekonomie das Leben fristet. Selbst in dem fruchtbareren Schlesien dienen die Schulmeister an mehrern Orten, um etwas zu gewinnen, für ein Gesindelohn, als Scheurenaufseher, und in anderen Gegenden der Mark Brandenburg erhalten sich die Prediger durch Handarbeit. Ohne Geschenke und wohlthätige Unterstützungen ihrer Gemeinden könnten jetzt selbst die Prediger in den Städten sich und

ihre Familien nur armselig unterhalten. — Eben diese zahlreichen Familien, womit der Ehestand die geistlichen Herren fast überall gesegnet hat, macht die Bedachtsamkeit auf ihren eigenen Vortheil noch verzeihlicher, und ihre Ersparungen für die Zukunft nothwendiger, zumal da der Staat für ihre Nachgelassenen so wenig zu sorgen pflegt, und oft die Witwen und Waisen der verdienstvollsten Männer nach ihrem Tode darben müssen. Auch findet man diese Wachsamkeit über seinen Vortheil, und diesen Eigennutz und Geitz bey allen anderen Ständen, deren Einkommen nicht immer genau bestimmt, sondern zufällig, und von den Umständen abhängig ist. Der Geistliche lebt in mehreren Fällen fast eben so auf Speculation, wie der kaufmännische Rechenmeister, und er muß um so viel mehr auf seinen Vortheil bedacht seyn, und darauf mit Strenge halten, weil er seinen Rechten und seinem Nachfolger nichts vergeben darf. Jene Strenge wird so oft getadelt; aber sie ist sogar nothwendig, damit der Undank gegen den geistlichen Stand seine Einkünfte nicht noch mehr beschneidet.

Es ist also eine billige Schonung gegen ihn, im

Umgange mit demselben, keine unnöthige Erbitterung gegen seine Selbstliebe zu zeigen, und dasjenige mit Bereitwilligkeit und Gefälligkeit zu geben, was man ihm schuldig ist. „Gebt nur nicht zu viel,“ sagt ein deutscher Schriftsteller; allein diese Regel ist wohl in unseren Zeiten nicht mehr nöthig, da man jetzt den geistlichen Stand nichts weniger, als zu bereichern pflegt. Im Umgange mit den Geistlichen selbst kann man übrigens oft sehr heitere, interessante und unterhaltende Stunden haben, wenn man sich in ihre Zirkel zu schicken weiß, und keine Vorurtheile gegen ihren Stand, oder wohl gar einen hämischen Priesterhaß mit dahin bringt. In der Regel sind die Geistlichen aufgeweckte, zur Freude und zur guten Laune gestimmte Männer, welche diesen Sinn oft in den drückendsten Lagen nicht verlieren, und gern die frohen Stunden des Lebens mitnehmen, wo sie dieselben finden. Wer nur ihren Stand nicht anfeindet, nicht den Religionsspötter macht, ist ein ihnen willkommener Gesellschafter; und in ihren Kreisen herrschen oft die feinsten Scherze, der naiveste Ideenwechsel, und die wenigste lange Weile, gewiß weniger, als in vielen anderen Ständen.

Jene Charakterzüge verursachen nun auch, daß man weniger verschlossene, hinterlistige und tückische Leute unter ihnen antrifft, wenn sie nur nicht gereitzt werden, — denn in diesem Falle kann leicht die Heitersten und Besseren selbst die Rachsucht befallen. — Die Frauen der Geistlichen haben die frohe Laune sehr oft mit ihren Männern gemein, und man findet viele Weiber von hohem häuslichen Verdienst und persönlicher Würdigkeit unter ihnen, welche aber doch fast nie ohne eine gewisse Ziererey hervortritt. — Auch ist die Redseligkeit wohl einer ihrer Charakterzüge; aber sie ist meistentheils schuldlos und will nur auf eine gutmüthige Art unterhalten, so wie man sehr oft die Redseligkeit neben der Güte und Gradheit des Herzens antrifft.

„In Prälaturen und Klöstern, sagt ein witziger Schriftsteller, muß man den Ton der Herren Patrum anzunehmen verstehen, wenn man ihnen willkommen seyn will. Ein guter gesunder Appetit, nach Verhältniß eben so viel Durst, und die Gabe, ein Gläschen mit Geschmack und oft ge-

nug ausleeren zu können, ein jovialer Humor; ein Witz, der nicht zu fein, sondern ein wenig materiel seyn muß; zuweilen ein Wortspielchen; ein lateinisches Räthsel, eine Anspielung auf scholastische Spitzfindigkeit; einige Bekanntschaft mit Legenden und Kirchenvätern; Beyfall durch baucherschütterndes Lachen an den Tag gelegt, wenn der Pater Spaßmacher [dieß Amt pflegt selten unbesetzt zu seyn] einen Schwank hervorbringt; viel Ehrerbietung gegen den hochwürdigen Herrn Prälaten, Guardian oder Prior; Bewunderung der Kostbarkeiten, Reliquien, Gebäude und Anstalten; kein Gespräch über Aufklärung und Litteratur, aber desto mehr über Politik, Krieg und Frieden; Zeitungsnachrichten; Befriedigung der Neugier, wenn nach Familienumständen und Anekdoten geforscht wird; da, wo man Musik treibt, gezeigt, daß man in dieser Kunst nicht fremd ist; Vorsichtigkeit, wenn von anderen geistlichen Orden geredet wird; Rang, Ansehen, Reichthum, Pracht, Titel, Orden, und mehr, als alles dieß, wo es nöthig ist, Geschenke; dieß sind ohngefähr die Mittel, dort gut aufgenommen zu werden, und sich Achtung zu erwerben. —

Zu den Domherren braucht man größten Theils nur Appetit zum Essen und Trinken, muthwillige, ein wenig faunische Laune und Stillschweigen über gelehrte Gegenstände mitzubringen. — — In Nonnenklöstern, so wie in katholischen und protestantischen weiblichen Stiftern, kann man mit einer hübschen Figur, mit treuherziger, doch äusserlich anständiger Vertraulichkeit, mit einem Vorrath von Mährchen, Neuigkeiten und Späßchen auch ziemlich weit kommen." *)

Indem ich hier meine Bemerkungen und Vorsichtsregeln über den Umgang mit ganzen Ständen des Lebens abbreche, um zu den viel wichtigern und zweckmäßigern Umgangsmaximen mit einzelnen Charakteren über zugehen, muß ich hier eine Hauptregel in Hinsicht alles Verkehrs mit Andern und in Beurtheilung Anderer nachholen: nehmlich die Regeln des Umganges selbst nicht zu allgemein auszuspre-

*) v. Knigge über den Umgang mit Menschen. 3ter Band 4tes Capitel.

chen, noch weniger in dieser Allgemeinheit practisch zu befolgen, wenn man nicht augenblicklich anstoßen, Mangel an Weltkenntniß verrathen, und irre gehen will. — In allen Ständen und Classen der Menschen, so wie bey allen Nationalcharakteren, ja selbst bey einzelnen Gemüthszuständen, giebt es überall unendlich viele Ausnahmen, wenn man die allgemeine Regel auf sie anwenden will. Die Lebensklugheit muß alles gehörig hierbey zu scheiden und zu sichten wissen, sie muß die Individuen richtig zuwägen und zu deuten verstehen, und kann sie das nicht: so wird sie auch von dem vollständigsten Schatze der Umgangs- und Lebensregeln keinen Gebrauch machen können. Schriftsteller, welche sich mit der Lebensphilosophie beschäftigen, sollten daher fleißig an jene Ausnahmen erinnern, und keine Charaktergemählde entwerfen, welche im Allgemeinen eben darum keine Gültigkeit haben, weil sie zu allgemein sind. — Das ist das große Meisterwerk der Natur, daß sie keinen Menschen ganz so wie den andern bildete, daß wie in der Körperwelt, so auch in dem Reiche der Geister, kein Wesen dem andern vollkommen gleich seyn soll, und daß wir deßwegen

in unsern Urtheilen über Andere, und bey dem Abmessen ihrer Handlungen äusserst vorsichtig und billig seyn müssen. — Das Verallgemeinern der Lebensregeln ist nicht immer Vorurtheil, sondern auch oft Tendenz eines kräftigen Verstandes, der immer gern Vieles und Mannigfaltiges unter einerley Ansicht bringen möchte, und im Felde der Abstraction ist dieß ein vortreffliches Hülfsmittel zur Bildung eines idealischen Ganzen; aber in Sachen der Erfahrung und in der Anlage von wirklichen, nicht romantischen, Charaktergemählden kann sich der Schriftsteller, der zu sehr ins Allgemeine hinarbeitet, leicht übereilen, wie dieß vornehmlich auch denen begegnet ist, welche zu allgemein über das andere Geschlecht abgesprochen haben.

Zweyter Abschnitt.

Umgangskunst mit einzelnen Charakteren und Gemüthern insbesondere.

1. Mit Egoisten und mit dem Selbstdünkel überhaupt.

Zu unserm Umgange in allen Verhältnissen des Lebens, des Alters, der Stände, der Zeiten, und vornehmlich in den engen Verbindungen mit individuellen Charakteren, — bedürfen wir einer Haupteigenschaft, die uns überhaupt zu unserm ganzen Seyn und Wesen nothwendig und

unentbehrlich ist, und uns selbst an das Widerlichste und Unleidlichste mit einer magischen Kraft gewöhnt, — die Geduld. Diese Freundinn der Vernunft, der guten Sitte und der Humanität darf uns vornehmlich in dem Verkehr mit folgenden Charakteren nicht fehlen, weil wir mit ihnen alle Augenblicke auf unserm Lebenswege, auch unwillkührlich, zusammen treffen, weil wir ihnen selten ganz ausbiegen können, und weil wir zum Theil alle einen oder den andern ihrer Fehler selbst an uns tragen, und sie eben darum, zur Berichtigung unserer eigenen Lebensklugheit, desto schärfer ins Auge fassen müssen.

Wir heben von dem Egoismus an, eine Eigenthümlichkeit, die wir im Vorhergehenden hier und da nur leise und fragmentarisch berührten, hier aber etwas genauer beleuchtet werden soll. — Es giebt Egoisten, die überall weit und breit rühmlichst bekannt zu seyn glauben, während man sie kaum in den beschränkten Winkeln ihrer Dunkelheit kennt. — Wir reden hier zunächst von dem groben und massiven Egoismus, oder von den Anmaßungen desselben, indem er sich in seiner er-

träumten Größe ausser sich selbst hinaussetzt, und das bey Andern im ganzen Umfange gelten will, was er sich selbst gilt. Ich halte diese Definition des gröbern Egoismus hier für zureichend. Diese Schwäche, selbst sich so zu deuten und so zu berechnen, ohne auf die Urtheile Anderer und ihr Recht hierzu die mindeste Rücksicht zu nehmen, ist gewöhnlich die Folge eines durch Weltkenntniß, Umsichtskunst und Lebensklugheit wenig gebildeten Kopfs, dem es übrigens an Stärke des Willens nicht immer fehlen mag. So sehen wir die gröbern Egoisten auch in allen Perioden der Geschichte sich immer gleich, bald schwach, bald kräftig, aber immer ihren verachtenden Blick auf die Menschheit werfend. Während sie überall Bewunderung und Verehrung suchten, vergaßen sie, wider die erste Regel der Klugheit, diejenigen näher kennen zu lernen, von welchen sie ihre Huldigungen erwarteten; oder sie setzten unverständig genug diese Kenntniß schon längst in sich selbst voraus; oder sie hielten es wohl gar für etwas Unbedeutendes und Gemeines, das Sclavenvolk zu studieren, von welchem sie doch Veneration verlangten. Dieser letzte Umstand ist psychologisch sehr gewöhnlich.

Was der hoffärtige, alles auf sich beziehende Sinn einmahl so tief unter sich erblickt, fesselt seine nähere Aufmerksamkeit nicht mehr. — Der Egoist achtet das Gewürm um sich her nicht, weil er immer sein Universum in dem kleinen Hirn mit sich herum trägt, — wie der Bürgermeister einer winzigen, deutschen Stadt in einem berühmten deutschen Bade, als er nicht zur ersten Tafel daselbst eingeladen wurde, dem Minister trotzig in den Weg trat und hohnlächelnd ausrief: man kennt mich überall, nur hier nicht; aber ich weiß, wer ich bin!

Der Egoismus hat vermöge seiner eigenthümlichen Originalität auch überall seine Livree, seine Farben, sein Aushängeschild, sein Signalement. Vornehmlich unterscheidet man in dem geselligen Leben zwey Arten der sogenannten massiven Egoisten, a) die oben erwähnten ernsthaften, pedantischen, imponirenden; b) die heitern, humanern und redseligen, welche beyde Classen sich aber darin vollkommen gleich sind, daß sie ihre Ichheit augenblicklich hervortreten lassen, und in allen ihren Handlungen, selbst da, wo die Men-

schenliebe sie leitet, ihr Ich nie ganz verläugnen.

Die erstern kündigen sich, weß Standes sie auch seyn mögen, durch eine sichtbare Bedeutsamkeit, Feyerlichkeit und Kälte gegen alles das an, was sie nicht unmittelbar berührt, oder wovon sie nicht berührt seyn wollen. Sie treten mit dieser Feierlichkeit in die geselligen Zirkel, ohne das gefällige Entgegenkommen Anderer mit Gefälligkeit zu erwiedern. Oft wissen sie kaum, ob sie einen Gruß annehmen, oder geben sollen, weil sie überall unbedingte Achtung verlangen. Ihre Blicke schweifen fragend umher, ob man ihrer Gegenwart huldige. Selbst ihrem Stillschweigen suchen sie eine gewisse Bedeutsamkeit zu geben, und reden sie: so sind es gewöhnlich künstliche und gesuchte Phrasen, die sie wiederum nur gern an die gegenwärtigen Vornehmern richten. Es ist eine Art spanischer Grandezza, welche ihren Bewegungen, ihrem Gange, ihrer Sprache, ihrem ganzen Anstande aufgedrückt ist, — nur mit dem Unterschiede, daß der Spanier so in seiner natürlichen Nationalsteifheit erscheint, die ganze Form

des Egoisten hingegen nur Erzwungenheit, Selbstbewunderung und Pedanterie ist *).

---

*) Das andere Geschlecht ist weniger egoistisch, als das unsrige. Dieß liegt a) in seiner mildern und gefälligern Natur, welche ihre Ansprüche und Willkührlichkeiten nicht mit dem Trotze und der Selbstsucht des Mannes durchzusetzen wagt, sondern vielmehr eine Ehre im ruhigen Nachgeben und weiblicher Bescheidenheit sucht, weil das verständige Weib es sehr gut weiß, wie sehr hierdurch ihre Achtung und Liebenswürdigkeit befördert wird. Der Egoismus geziemt sich überhaupt, als ein Widerstreit der Grazie, dem zarten Gemüthe des Weibes nicht. Dieß will nur durch sich selbst und seine innere Güte herrschen, wenn der egoistische Mann nur durch imponirenden Eigenwillen und Eigendünkel zu gebiethen sucht. b) in der Abhängigkeit des weiblichen Geschlechts in dem menschlichen Leben, und dessen Beschränktheit ihrer öffentlichen Handlungen. Die Frauen sehen es recht gut ein, daß sie durch jene Selbstsucht, Alles auf sich zu beziehen, bey ihrer Dependenz nichts gewinnen würden, und daß es sogar übel kleidet, auch nur dem Scheine nach die Regentinn des Mannes zu machen. Die meisten Männer werden Egoisten durch ihre öffentlichen Geschäfte, oder auch durch ihre Celebrität. Da die Frauen hiervon glücklicher Weise frey sind: so leiden sie auch weniger von jener ungemessenen Selbstsucht.

Ein Hauptkennzeichen des groben Egoismus ist zunächst die Arroganz, der unheilbare Selbstdünkel, das Uebermüthige und Dictatorische im Urtheilen und Entscheiden über alles, was in den Gesichtskreis des Egoisten fällt. — Er weiß alles besser, als andere Menschen; er redet, er raisonnirt, er deutet und interpretirt besser. Sein

---

Aber sobald sie in dem öffentlichen Leben als Heroinen, oder auch nur als Schauspielerinnen auftraten, wurden sie von den Furien des Egoismus oft eben so sehr, wie unser Geschlecht, verfolgt. c) endlich in dem ganz besondern Umstande, daß sich der Stolz und die weibliche Selbstliebe gewöhnlich mit einer verzeihlichen Eitelkeit verbindet, und dadurch selbst eine mildere und verzeihlichere Stimmung annimmt. Da die Eitelkeit nur ein Spiel mit sich selbst ist, und nur Ansprüche auf ihre kleinen Beschäftigungen macht: so bleibt dadurch der weibliche Egoismus in seinen anständigen Schranken, — indem er nicht unter der Form des Gebiethens, sondern des Gefallens, erscheint, anstatt, daß der egoistische Mann gemeiniglich nur gebiethen will. Selbst herrschsüchtige und stolze Schönen sah man oft von ihrer Höhe herabsteigen, und kleinen Eroberungen nachgehen, dagegen der grobe Egoist selten einen seiner Ansprüche ganz aufgiebt.

Scharfblick dringt in die fernste Zukunft; er hat die meisten Dinge vorhergesehn; er wettet, daß es so kommen werde; er besteht darauf, Dinge vorhergesagt zu haben, dessen sich übrigens kein Mensch erinnern kann. Er widerspricht Andern mit roher Keckheit, auch wohl mit Härte und Verachtung, und wird leicht in seinem Benehmen übellaunig, wenn man nicht aufmerksam und mit huldigender Stimme sein Dociren anhört. Er verlangt tiefe Bewunderung für seine Ansichten, Maximen und Paradoxen *), für seine längstvergessenen Schriften, seinen Lebensplan, seine Kindererziehung, und für alles, was er thut und treibt, und ist schwach genug, sich selbst durch seine platte Arroganz eine Bedeutsamkeit zu erzwingen, die ihm aber eben deshalb nie zugestanden wird. Untheilnehmend, kalt, gleichgültig, wegwerfend hören sie in geselligen Zirkeln die Gespräche Anderer an. Sie sind zu sehr mit ihrem

---

*) „Etre infatué de soi, et s'être fortement persuadé qu'on a beaucoup d'esprit, est un accident qui n'arrive guères qu'à celui qui n'en a point, ou qui en a peu.“ La Bruyere de la société.

lieben Selbst, mit ihren Ansprüchen, mit ihrer Eitelkeit, mit der Bewunderung ihres Verstandes beschäftigt, als daß sie selbst interessanten Menschen ihr Ohr leihen sollten. Auch das Vortrefflichgesagte gefällt ihnen nicht, weil es nicht aus ihrem Munde kam.

Mit dieser Arroganz, welche sich nicht bloß mit jener imperialen Feyerlichkeit, sondern auch öfters mit einem geräuschvollen Lautseyn ausspricht, verbindet sich gemeiniglich noch eine andere Unart des Egoismus, — das Selbstlob. Man sieht überall Leute in die geselligen Zirkel treten, die sich zudringlich genug ihrer Verdienste, ihres Einflusses auf Staat und Regierung, ihrer Brauchbarkeit in öffentlichen Geschäften, ihres Scharfblicks, ihrer Gewandtheit hierbey, ihrer Kunst, die Höhern zu leiten und zu stimmen, ihres Vielwissens, ihrer Thatkraft und Talente ungescheut rühmen, und unsere Bejahungen hierbey unbedingt verlangen. Das Unanständige und Plumpe dieses Selbstlobes scheint ihnen auch im mindesten nicht aufzufallen, weil sie es ewig wiederholen, und auch für ihre sonderbarsten Meinungen, Grillen und Querseiten Achtung verlangen. Ich

habe einen sehr vornehmen Mann gekannt, der in den Gesellschaften mit seinen einseitigen und wunderlichen Ideen kreischend herum hüpfte, und sein „hab' ich nit Recht?“ andern so lange aufdrang, bis sie unwillig, und nur um seiner los zu werden, ihr Ja aussprachen.

Eine andere Art der Egoisten rühmt sich zwar nicht öffentlich, noch gradezu; aber sie werden eben so unleidlich durch das beständige Hervorführen und Darstellen ihrer Angelegenheiten, ihrer Processe, ihrer Gerechtsame, ihrer Ansprüche, ihrer Verbindungen. Sie erzählen euch alle diese Micrologien mit einer höchst ermüdenden Weitschweifigkeit, als ob euer eigenes Heil und Leben von diesen euch so ganz fremden Dingen abhänge. Sie erzählen uns, wie sie vom Morgen bis zum Abend ihren Tag eingetheilt haben, was sie in jeder Stunde treiben und thun, wie sie ihr Vieh und Gesinde halten, ihren Haushalt berechnen und durchsuchen, wie sie sich in Speise, Trank, Schlaf und andern noch kleinlichern Dingen gewöhnt haben. Sie beschreiben uns ihre Krankheiten und körperlichen Gebrechen mit einer ekelhaften Umständlichkeit; sie verschreiben euch aus

eigener Erfahrung Recepte; sie unterhalten euch wohl gar mit dem, was sie in Religionssachen glauben und nicht glauben; — aber alles dieß mit dem imponirenden Tone, der uns gleichsam verbiethen will, anderer Meinung, als sie selbst, zu seyn. Zu diesen Widerlichkeiten kommt nun gemeiniglich noch der unangenehme Ton ihrer Sprache und ihres Ausdrucks, indem wenig Egoisten gut und angenehm reden. Es liegt etwas Derbes, Hartes und Unmanierliches in ihrem Vortrage und ihrer Accentuation, die sich den Härten und der gewöhnlichen Kälte dieser Leute gleichsam angeschmiegt hat. Sie reden fast immer in tiefen Tönen, — der Ton des Befehlshabers; oder in kreischenden, — der Vortrag des Schwätzers. Sie reden gemeiniglich zu abgemessen, zu holprig, zu schwerfällig, oder zu hastig und schnell, um dann Keinen zum Worte kommen zu lassen; — oder sie gehen auf eine seltsame Art augenblicklich in andere Töne über, wie man dieß öfters bey egoistischen Hypochondristen wahrnimmt *).

*) Wenn der Egoismus vollends mit der Hypochondrie zusammentrifft, wie dieß so oft der Fall ist: so

Wenn der Umgang mit der gröbern Art der Selbstler wenig oder gar nicht erfreulich ist, weil das ewige Beziehen der Dinge nur auf sich selbst auch den ruhigsten Gemüthern widerlich und widersinnig erscheinen muß, auch jenes Beziehen dem guten Tone der Societät gradezu widerspricht: so hat man doch auch auf der andern Seite die höchste Behutsamkeit nöthig, nicht gegen diese sonderbaren, selbstsüchtigen Menschen anzustoßen, zumahl wenn sie unsere Obern sind, und uns schaden können. In diesen Verhältnissen fordern

---

wird der Mensch auch ohne seine Schuld sein ärgster Selbstquäler, und es giebt vielleicht keinen unglücklichern Gemüthszustand, als diesen. Der Egoismus treibt, vermöge seiner Natur, den Menschen unaufhörlich an, sein Ich überall geltend und wichtig zu machen, dagegen die Hypochondrie ihm ein fortwährendes ängstliches Mißtrauen sowohl gegen sich selbst, als gegen Andere aufdringt, folglich in ihm einen ewigen Kampf mit sich selbst und der Welt unterhält. Nur darinn stimmen jene beyden Seelenkrankheiten mit einander überein, daß der Egoist sowohl, als der Hypochondrist, die Menschen gemeiniglich verachtet.

sie einen unbedingten Gehorsam von uns, und nicht nur diesen allein, sondern auch eine gefällige Billigung aller ihrer noch so kleinlichen Ideen, [wodurch man sie noch am leichtesten gewinnen und für sich einnehmen kann]. Mit den Hoffärtigen und sich nur selbst Genügenden ist überhaupt aller freundliche Umgang gar schwer, weil sie uns selbst von sich zurückscheuchen, weil wir kein Vertrauen zu ihnen haben, weil sie uns kalt, oder wohl gar lächerlich erscheinen, und weil überhaupt das unbefangene Herz nicht zu dem ihrigen stimmen mag, noch stimmen kann. Muß man mit ihnen umgehen: so suche man nur in ihrer Gegenwart nicht die ruhige Fassung zu verlieren; man sey nicht kriechend gegen sie, wenn sie uns ihr vermeintliches Uebergewicht nicht fühlen lassen sollen. Man zeige ihnen durch einen bedächtigen Ernst, daß man feststehe, daß man von keiner unnöthigen Menschenfurcht beherrscht werde, und schone ihrer Schwäche, indem man sie trägt, und nicht bespöttelt. Dieß letztere vermeide man vornehmlich darum, weil der Egoismus leicht in Rache übergeht, und die Beleidigungen seiner Majestät nicht vergessen kann. — Aber man

schmeichle ihm auch nicht; man mache überhaupt nie die Creatur eines Uebermüthigen. Die Schmeicheleyen sind die unseligsten Verführerinnen der Egoisten, vornehmlich in den höhern Ständen, und aller derer, welchen der Ruhm und das Glück seine Gunstbezeigungen schenkte.

Uebrigens gebe man sich auch keine Mühe, solche egoistische Charaktere bessern zu wollen, oder ihnen durch unsern Umgang eine gefälligere und freundlichere Form zu geben. Dieß ist ganz vergeblich. Der Mensch kann tief eingewurzelte Vorurtheile und Gewohnheiten, durch Nachdenken, Erfahrungen und Zeitumstände, wieder ablegen; aber sein Egoismus geht mit ihm zu Grabe, weil er nicht sowohl ein Sinnenkitzel, sondern sein eigenes, ewiges Gedankenfest ist, und seiner Persönlichkeit anklebt. Es läßt sich auch nicht einmahl in dem geselligen Leben ein Heilmittel ausfindig machen, den Egoismus zurecht zu weisen, und ihn zu bestreiten, da er an sich nicht immer etwas Unmoralisches ist, und als eine Privatthorheit, oder sogar bisweilen als eine Art Wahnsinn und Seelenkrankheit keinen Strafgesetzen unterworfen seyn kann. — Jeder

Mensch hat die Erlaubniß, seinen Werth so hoch anzuschlagen, als er will, und sich so weit über Andere hinauszusetzen, als er will. Man hat kein Recht, ihm diesen Dünkel gradehin vorzurücken. Thut er sich dadurch Schaden: so ist dieß seine Schuld, und er mag sich bessern, wenn es noch Zeit ist. Eben so wenig können wir immer ausmessen, wie weit das Verdienst eines Menschen selbst reicht; ob er es durch sich selbst erhielt, oder ob er Andere für sich und seinen Ruhm heimlich arbeiten ließ, und wie hoch er sich in der Societät unrechtmäßiger oder auch rechtmäßiger Weise stellen will. Mancher Selbstsüchtige kann einzelne eminente Eigenschaften besitzen, die wir nicht genau kennen, und worauf er vielleicht stolz seyn darf. Mancher kleine, sich aufblähende Geist ist doch vielleicht ein stiller und gutmüthiger Wohlthäter anderer Menschen. Manches eitle Weib ist doch vielleicht eine edle Seele, eine vortreffliche Gattinn, eine thätige und liebenswürdige Hausmutter. Alle solche Umstände, und da wir nie bestimmt wissen, wie viel der Andere in seinem ganzen Umfange werth ist, — müssen uns

in unserm Umgange selbst mit gröbern Egoisten Vorsicht, Duldsamkeit und Schonung gebiethen.

Die zweyte Hauptgattung der Egoisten besteht in den weniger imponirenden, und weniger hartnäckigen Charakteren dieser Art, — so daß diese auch darum schon weniger in den geselligen Zirkeln abhorrirt werden. Sie lassen ihr Ich, ihre Bedeutsamkeit, ihre Selbstgenügsamkeit und ihre egoistischen Spielereyen zwar auch oft genug durchscheinen; allein dieß geschieht doch mit einer Art von Anständigkeit und Moderation, indem sie uns wenigstens ihren Hochsinn, ihre beliebigen Meinungen und Hypothesen nicht aufdringen, sondern uns nur allenfalls belehren und unterhalten wollen. Sie scheinen sogar in Absicht ihres Werths und ihrer eingebildeten Größe — mit sich selbst nicht ganz einig zu seyn; ja sie lassen sich wohl selbst zurecht weisen, und nehmen es nicht ganz übel auf, wenn wir bey ihrem Selbstlobe gleichgültig und unaufmerksam sind. Sie fühlen es, daß sie kein Recht haben, in der Gesellschaft nur immer die ersten Rollen zu spielen,

und sind auch schon an sich wegen ihres billigern und gefälligern Charakters mehr für die Gesellschaft gemacht, zumahl wenn sie sich, vermöge ihres Naturells, gern heitern Stunden und Stimmungen hingeben. — Sie vertragen sogar Scherze und kleine Witzeleyen gegen ihren selbstischen Vortrag, ihre Prätensionen, gegen ihre selbst gemachten Erfindungen, und erdichteten Unwahrheiten, und nehmen nur dann eine ernste Stirn an, wenn man bey ihren häufigen Dichtungen und ungewissen Erzählungen nun auch ihre vorgetragenen Facta bezweifeln und bespötteln will. Den gröbern Egoisten selbst sind sie spinnefeind, und machen sie gern zur Zielscheibe ihres Gespöttes. Sie tadeln laut das grelle und zudringliche Selbstlob dieser Leute, und, während sie sich selbst in ihrem eigenen Spiegel bewundern, können sie es nicht begreifen, wie der Mensch ein so abgeschmackter Thor seyn kann, nur immer von sich selbst zu reden.

Diese äussere Billigkeit und Zurückhaltung ihres Egoismus ist nicht sowohl sein eigenes Werk, als vielmehr die Folge einer bessern Erziehung, und einer ihnen noch beywohnenden Achtung des

Schicklichen. Die gute Erziehung und die damit verbundene Lebensklugheit, so wie auch schon der gute Ton führen uns unmittelbar dahin, daß wir unsere Personalität und den eiteln Glauben an uns selbst nicht zu oft, sondern nur mit Mäßigung und Besonnenheit in der Gesellschaft hervortreten lassen, weil wir im erstern Falle der Personalität und den geselligen Rechten Anderer zu nahe treten, und sie wohl gar beleidigen würden. — Die echte Kunst des Umganges ist eine bescheidene Kunst. Sie lehrt uns ein verständiges und ungezwungenes Zurücktreten, wenn die Eigenliebe uns zu weit aus uns selbst hinausführen möchte; sie verbiethet durchaus alles Prunken mit unserm eigenen Ich, selbst da, wo unsere Verdienste, Kenntnisse und Glücksumstände entschieden sind. Sie befiehlt uns überall die Mittelstraße und Gerechtigkeit in unsern Urtheilen über uns selbst und über Andere zu beobachten, und heißt uns, wenigstens die Vergrößerungen zu verbergen, welche sich der Egoismus nur gar zu gern anzudichten pflegt. — Hierdurch gewinnen wir unbeschreiblich viel für den bessern Umgang selbst, indem uns jene Kunst wirklich menschlicher, libe-

raler, vielseitiger und verständiger macht, und die Rechte der allgemeinern geselligen Mittheilung dadurch besser vertheilt, daß wir unser Ich augenblicklich zu verstecken und zurück zu ziehen lernen, wo es der Würde und der Freudigkeit des guten Tons Eintrag thun könnte. — Denn da, wo ein jeder nur von sich redet, sich nur allein vorschiebt, ohne auf den Vortrag Anderer zu achten, da giebt es gar keine Gesellschaft, und der Umgang artet da augenblicklich in ein widriges, zurückscheuchendes Geschwätz aus.

Hierbey ist nun im Umgange mit solchen Leuten wiederum Ruhe und Toleranz zu empfehlen, weil es besonders unter höhern Ständen unschicklich, oder auch wohl grausam wäre, einem solchen Wortbedürfniß feinerer Egoisten Ungeduld und Widerspruch entgegen zu stellen *). Oft

---

*) Knigge sagt in einer Stelle über den Umgang mit Menschen in dieser Hinsicht Folgendes: „Oft sind wir in dem Falle, daß uns durch Gespräche lange Weile gemacht wird. Vernunft, Vorsichtigkeit und Menschenliebe gebiethen uns dann, wenn nun einmahl nicht auszuweichen ist, Geduld zu fassen und nicht durch beleidigendes Betragen unsern Ne-

würde ein solcher Widerspruch uns sogar nachtheilig werden können, da besonders vornehme Schwätzer, als welche sich überall so gern selbst hören, den Widerspruch nicht leicht vertragen, und ihn wohl gar als eine Beleidigung des feinern Anstandes betrachten. — Es giebt eine andere Art der Vielredner, die mit diesen egoistischen nicht vermengt werden dürfen, nehmlich diejenigen, welche bloß um Andern und sich selbst die Zeit zu vertreiben, in eins fort reden, — auch wohl wegen der Menge und Lebhaftigkeit ihrer Ideen,

---

berdruß zu erkennen zu geben. Man kann ja, je seelenloser das Gespräch, und je geschwätziger der Mann ist, desto freyer nebenher an andere Dinge denken. Und wäre auch das nicht, — ey nun, es geht im menschlichen Leben so manche verträumte Stunde verloren! Ist man denn nicht einige Aufopferung der Gesellschaft schuldig, mit welcher man umgeht? — Und geschieht es nicht vielleicht öfters, daß auch wir dagegen, so groß auch die Meinung seyn mag, die wir von der Wichtigkeit unserer Gespräche haben, dennoch durch unsere Redseligkeit Andern lange Weile machen?" Erstes Capitel. Allgemeine Bemerkungen über den Umgang mit Menschen. No. 51.

oder in der nicht ungegründeten Meinung, gut erzählen zu können, oder auf Antrieb ihres jovialen Sinnes, ihrer Beredsamkeit freyen Lauf lassen, und es eben so genau nicht nehmen, wenn man ihrem Vortrage keine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Andere dagegen sind aber zudringlicher und anschließender, sie halten euch an dem Aermel eures Kleides fest; sie belagern euch gleichsam körperlich, sie treiben euch in einen Winkel des Zimmers, sie treten euch in den Weg, wenn ihr ausbiegen wollt, — und ich habe einen dieser Geschwätzigen gekannt, welcher in diesem Falle, um den Flüchtling zu halten, ihn fest in seine Arme schloß. — Endlich sind die Witzlinge gemeiniglich die andringlichsten Schwätzer von der Welt. Sie fühlen es, daß der Witz nicht immer auf ihren Befehl kommt. Da sie aber in der Erwartung stehen, daß er durch das Gespräch, sey es auch nur durch Wortspiele, angefacht wird: so reden sie gemeiniglich so lange, bis sie unter der Spreu ein gewünschtes Waitzenkörnlein finden.

Mich dünkt, daß man in dem Umgange mit entschiedenen Egoisten überhaupt zunächst ihren Charakter beobachten müsse, ehe man sich

ihnen hingiebt, und mit Vertrauen nähert. Man kann gar leicht und selbst unwillkührlich gegen diejenigen anstoßen, welche das ganze Leben nur auf sich beziehen, nur sich allein achten, und selbst in geselligen Zirkeln einen gebiethenden Ton annehmen. Man sehe daher zu, welche Eigenthümlichkeiten solche Leute, ausser ihrem Egoismus, noch an sich tragen; welchen Schwächen des Temperaments, der Sinnesart und Gewohnheit sie unterworfen sind; welches die eigentliche fixe oder Lieblingsidee ihres Stolzes ist, und wie weit sie sich hierbey in ihrer Gewalt haben, oder nicht. Es kommt im Umgange alles darauf an, Andere zu durchschauen, und nach ihrer Individualität richtig zu deuten, — und dieß ist bey dem Egoisten so schwer nicht, da er sich selten zu verstellen pflegt. Der Egoismus hat das Eigene, daß er gewöhnlich mit seiner ganzen Form heraustritt, weil er ohne dieses Heraustreten sich nicht befriedigen kann, und die Sehnsucht nach Huldigungen nicht verhüllen mag. — Es giebt aber doch zwey Arten von Egoisten, die das Gegentheil hiervon zu seyn scheinen, — die über alles Erhabenen, und die bescheiden Stolzen. Die ersten

halten es nicht der Mühe werth, ihre Größe der Welt darzustellen. Sie erblicken nichts als Erbärmlichkeiten um sich her, sie tadeln alles, sie heissen nichts gut, sie verachten alle Menschen, alle Gesellschaft, und alle ihre Einrichtungen. Um gleichsam ihre Gottheit nicht zu entweihen, schließen sie dieselbe ganz in sich selbst ein, und erquicken sich an ihrem Glauben und Selbstvertrauen, daß sie keines Menschen bedürfen, überhaupt auch keine Huldigung die Höhe ihres Verdienstes erreiche. Müssen sie mit Andern umgehen: so thun sie das nur aus Barmherzigkeit, und halten schon einen gegebenen oder angenommenen Besuch für ein großes Opfer, welches sie der Societät bringen. — Immer beschäftigt, nachzusehen, ob sie ihrer Größe, ihrem Verdienste, ihren Ansprüchen oder auch ihrer Celebrität nichts vergeben, — vergessen sie, was sie Andern schuldig sind, rechnen aber dagegen die Verpflichtungen Anderer gegen sie desto strenger und unerbittlicher an.

Die bescheiden stolzen Egoisten sprechen ihren Charakter eben so deutlich aus, weil

eine nur erzwungene und affectirte Bescheidenheit gar bald ihre eigene Verrätherinn wird. Eine Modestie, welche selbst von den Auszeichnungen des Talents und der Verdienste nichts sehen lassen will, welche sich überall geflissentlich in den Hintergrund stellt, welche sogar der Selbstachtung, die jeder Mensch sich schuldig ist, auszuweichen scheint, alle Andere weit über sich erhebt, in allen Andern Vorzüge und Vortrefflichkeiten, nur nicht in sich selbst, erblickt, — ist etwas Unnatürliches, weil ein jeder Mensch, nach einem Gesetze der Natur, durchaus nicht ohne Eigenliebe und Selbstheit seyn kann noch darf. Sie ist aber auch zu gleicher Zeit eine ganz offenbare Heucheley. Indem sie sich wegwirft, und der Stolzbescheidene gar nichts seyn will, sucht er eben dadurch Bewunderung und Aufsehen zu erregen, zu interessiren, und zu gefallen; aber gerade dieß macht ihn nur noch kleinlicher, widerlicher und oft verachtungswürdiger. Der grade, offne Egoist, welcher sich in seiner wahren Gestalt zeigt, ist immer noch erträglicher und natürlicher, als jener verkappte, dessen Verstellungen und Künsteleyen den liberalen Umgang mit ihm nur erschweren müssen. —

Man thut hierbey am besten, das ganze Manövre solcher stolzbescheidenen Leute nicht zu bemerken, und unsere Gleichgültigkeit dagegen zu zeigen; man würde sie nur noch mehr verwöhnen, und ihnen so ganz nach Gefallen handeln, wenn man diese raffinirte Bescheidenheit ehren, und ihr entgegen kommen wollte. Denn eben das verlangt sie. Der Stolzbescheidene will auf eine doppelte Art sich gekitzelt und geschmeichelt fühlen; einmahl, daß man ihm seine Bescheidenheit hoch anrechne, und zweytens zugleich dem hinter ihr versteckten Verdienste huldige, — und diesen zweyfachen selbstischen Genuß darf man ihm nicht im Umgange gestatten. — Der Umgang sollte eigentlich den Einbildungen, welche die Menschen von ihrer Personalität fassen, nicht zu Hülfe kommen, sondern sie eher verbannen und verwischen. Wenn er eine Bildungsschule des Lebens und der Sitten genannt werden kann: so dürfen ihn keine zu hohen Forderungen des Selbstinteresse verengen und entheiligen, — und da er uns schon im Allgemeinen den sittlichen Wohlstand als die erste Bedingung des geselligen Lebens empfiehlt: so darf die Heucheley überhaupt, als etwas Verschmiztes, Hinter=

listiges und Unsittliches, in ihm am wenigsten geduldet werden.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß die meisten gröbern und feinern Egoisten unter denjenigen Menschenclassen angetroffen werden, die sich durch Verstand, Aufklärung, Wissenschaft und Cultur auszeichnen wollen, — also unter Gelehrten, Schriftstellern, Schriftstellerinnen, Künstlern und Künstlerinnen aller Art. Nicht weil die Wissenschaften, als die liebenswürdigsten Freundinnen der Humanität, uns durch den Umgang mit ihnen selbstsüchtig und egoistisch machen, sondern weil wir sie durch unsern Dünkel zur Vermehrung desselben mißbrauchen. — Daher giebt es auch nicht leicht so viel egoistische Pedanten, als unter den angeführten Menschenclassen, besonders unter den Schulgelehrten und Facultisten. — Bey ihrer Abgezogenheit von der feinern Welt und ihres Umganges, bey ihrer sich selbst geschaffenen engen Personalität, und in den Wust ihrer übrigens schätzbaren Bücherkenntniß verloren, haben sie selten darüber nachgedacht, worin das höhere gesellige Leben besteht, und wie man darin den trocknen Kleinigkeitsgeist vermeiden müsse. Sie

treten daher, wenn sie in der feinern Societät erscheinen, fast immer in ein fremdes Land, und es giebt vielleicht keinen schneidendern Contrast, als zwischen dem wirklich gebildeten, geistreichen Weltmanne, und dem gelehrten Micrologen.

Durch das fleissige Studieren, durch den Umgang mit einerley Wissenschaft und ihren Trockenheiten, durch das Repetiren und Insichverweben eines nur mechanischen Systems, oder auch nur einer gewöhnlichen Buchstabengelehrsamkeit, und durch die sclavische Gewöhnung an eine Menge nur formeller Begriffe wird selbst der gute Kopf nach und nach einseitig, hölzern, seicht und ungenießbar; aber auch zugleich stolz auf diese Begriffe, weil er sie sich mühsam genug erworben haben mag. Er verwahrt sie, wie der Geitzige seinen Schatz, welcher auch den einzelnen Pfennig nicht verachtet, und er fühlt sich bey der Masse seiner literarischen Besitzungen desto größer und glücklicher, weil er voraussetzt, daß alle übrige Cultur nicht damit verglichen werden kann. Da der Pedant seine Wissenschaft als die Einzigste und wichtigste, oder wohl gar als das Ganze alles Wissens betrachtet: so verachtet er alle übrigen Kenntnisse als Nebensachen

und Micrologien, während er selbst der ausgemachteste Microlog ist, und eigentlich, wie der Stutzer, sein Leben vertändelt. Dieß sind die gewöhnlichen literarischen Pedanten in allen Fächern und Facultäten, bisweilen Männer ohne allen Geschmack, ohne feineres Gefühl, ohne Lebensphilosophie, und ohne höhere humane Cultur, — mechanische Lastträger ihrer Varianten und Collectaneen. Kant hat es gewagt, den gelehrten Pedanten noch den erträglichsten zu nennen, aus einem Grunde, der zu seiner Apologie wohl nicht hinreichend seyn dürfte. Hier ist die ganze Stelle: „Der, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schulen, also Mangel der Freyheit im Selbstdenken, verräth, ist der Pedant; er mag übrigens Gelehrter, oder Soldat, oder gar Hofmann seyn. Unter diesen ist der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichste, weil man doch von ihm lernen kann; dahingegen die Peinlichkeit in Formalien, die Pedanterie bey dem letzteren nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich an-

hängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten ist *)."

Der Egoismus der Künstler ist oft noch hervorscheinender und pedantischer, als der des Gelehrten, weil ihre Geschäfte und Ansichten der Dinge zum Theil noch einseitiger, als die Geistesbeschäftigungen der letztern sind. Der gewöhnliche mechanische Künstler ist ohnehin nicht viel mehr, als ein Handwerker; aber deßwegen nicht minder stolz auf sein Fach, weil er nur nach und nach und mit Anstrengungen die eingebildete Meisterschaft in seiner Gilde erhielt, — auch das, was er weiß, und über sein Fach gelesen hat, ohne es vielleicht ausüben zu können, zu seinem practischen Werthe rechnet. Vielleicht, daß auch, andere jüngere Künstler bilden zu können, seinen Stolz und seine Pedanterie nährt, daher nicht leicht ein anderer wissenschaftlicher Bildner mit seinen Schülern so laut prunkt, als der Artist. — Der genialische Künstler, also der eigentliche wahre, hat allerdings ein größeres Recht auf seine

*) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. S. 22. 2te Aufl.

Selbstachtung und die Achtung Anderer, weil er sich als Denker und Erfinder erkennt und fühlt, also von seiner Originalität Rede und Antwort geben kann. Aber unlenksamer, übermüthiger und eitler wird er doch wiederum, als jener, seyn können, — weil das unbezwingbare Genie ihm die Regel giebt, der mechanische Künstler dagegen sehr leicht den Tadel über seine Maximen und Kunstfertigkeiten fürchten muß. — Der genialische Künstler ist auch weniger Pedant, als der mechanische, weil er seine Kunst ohne Künsteley aus sich selbst in die Sichtbarkeit für das Schöne und Große hinzaubert, und, indem er die reinen Zwecke der Kunst verfolgt, sich bei Kleinigkeiten nicht aufhält, und keinen besondern Werth darauf legt. Aber stolz ist er immer, auch wohl überstolz als ästhetischer Egoist, „dem sein eigener Geschmack schon genügt, und der den Probirstein des Schönen nur in sich allein sucht." *)

Da sich der Selbstdünkel in der Societät überall ankündigt, und fast in allen Menschen und

*) Kant am angef. Orte S. 8.

sogar in den niedrigsten und gemeinsten Ständen, und in den alltäglichsten Gemüthern wohnt: so hat man vorzüglich in dem Umgange mit solchen Menschen mehrere Regeln der Vorsicht und Festigkeit zu beobachten. Die schuldlose Selbstliebe achte man in jedem Menschen, denn sie ist ein Geschenk der Natur, welche uns dadurch stufenweise vervollkommnet, uns an uns selbst anschließen, und zugleich an die Freundschaft gleichgestimmter Gemüther gewöhnen will. Aber die unmäßige, die herrschsüchtige, die eingebildete achte man nicht, und in keinem Menschen; man biege ihr aus, man bringe ihr keine Opfer, man schmeichle ihr nicht; sey aber auch nicht fühllos gegen sie, wenn sie nur Eitelkeit ist, und dann noch diese und jene gute Seite an sich trägt. Neben den Schwächen der Menschen keimt immer noch ein Knösplein des Lieben und Guten, besonders auch bey einer schuldlosen Selbstgefälligkeit, die mit vortrefflichen Eigenschaften verbunden seyn kann, wie wir dieß vornehmlich bey Gebildeten des andern Geschlechts wahrnehmen. — Aber an dem Stolze des Ehrsüchtigen sollte man nie in der Gesellschaft arbeiten. Er thut es schon

selbst genug und im Uebermaße, und achtet das kriechende Entgegenkommen gewiß nicht, weil er solche Menschen für seine Sclaven und seinen Selbstdünkel wohl gar für untrüglich hält. — Da, wo dieser unbesonnen herrschen, und ungebürliche Forderungen durchsetzen will, zeige man ihm Besonnenheit, Ernst und Würde, oder auch ein bescheidenes Verdienst, welches nicht mit sich selbst prunkt, sondern alles der Pflicht schuldig zu seyn glaubt. — Verachtung zeige man dem Selbstdünkel, welcher, bei dem Mangel alles Verdienstes, bey seiner Leerheit und Geistesdürftigkeit dennoch Veneration erzwingen will, und überlasse das Uebrige dem Urtheile des Publicums, welches gemeiniglich ein sehr gerechtes Richteramt in solchen Fällen und gegen solche Menschen ausübt. Gewisse ganz lichtlose, von der Natur verlassene Egoisten sollte man aber eigentlich nicht verachten, sondern bemitleiden.

Es giebt noch einen Selbstdünkel, der sich in der Societät und unter Gebildeten klüglich zu beherrschen weiß, und mit seinen Anmaßungen nicht keck hervortritt, sondern sich nur gegen diejenigen herausläßt, denen er es biethen darf. Mit die-

sen Leuten ist der Umgang schon leichter. Sie können der Geselligkeit heitere Stunden schenken, wenn man sie nur nicht beleidigt; sie können sogar im hohen Grade dienstfertig seyn, wenn man einen Werth auf ihre Nützlichkeit zu legen scheint. Dieß sind gewöhnlich die gutmüthigen Protectionsegoisten, die sich gern für Andere interessiren, um sich dadurch wichtig zu machen; aber auch oft bisweilen aus einer ihnen beywohnenden Menschenliebe Andern große Opfer, sogar ihres Credits und Vermögens bringen können. Sie fühlen sich durch die Dankbarkeit für ihre Wohlthaten beglückt und verehrt, zumahl wenn sie ihnen öffentlich gezollt wird, oder sie dieselbe gedruckt lesen können. — Sie vergeben aber auch nicht leicht dem gleichgültigen Empfänger, und er darf nichts weiter von ihnen erwarten.

Wir können übrigens aus den Anschauungen des Selbstdünkels Anderer, und aus dem Umgange mit solchen Leuten sehr viel lernen, wenn wir uns selbst gegen ihn zu verwahren suchen, wobey ich hier nur folgende zu beherzigende Regeln mittheilen will. — Man suche sich vor allen

Dingen deutliche Begriffe von dem wahren Werthe des Menschen, und von dem wahren Verdienste zu erwerben, damit uns nicht Leerheit und Nichtigkeit zum Stolz verführe, und wir uns keine Größe andichten, die wir wirklich nicht haben, noch Ansprüche machen, die uns nicht zukommen. — Man denke sich seine wirklich ausgezeichneten Eigenschaften als Geschenke der Natur, und seine Verdienste immer unter der freundlichern Ansicht der Pflicht. Die Achtung für sie wird uns nicht leicht stolz machen, weil sie unserm Verdienste die Form der Humanität giebt, — welche dafür, daß sie ihre Schuldigkeit thut, nicht venerirt seyn will. — Man denke immer bey sich selbst: daß es noch viel vortrefflichere, kenntnißreichere, verdienstvollere und gebildetere Menschen, als wir, giebt, und daß, wenn die Welt unsre Fehler, unsre versteckte Alltäglichkeit, unsre wunderlichen Gewohnheiten und Schattenseiten genauer kennte, wir oft beschämt und arm genug vor ihr da stehen würden. — Man suche vornehmlich den Umgang mit sinnigen, verständigen und bescheidenen Männern und Frauen, deren unbefangenes, prunkloses und natürliches Wesen die Einbildungen von

uns selbst mildern, und den eiteln Vorstellungen von unserer Personalität eine andere Richtung geben kann.

2. Mit Uebellaunigen, Verstimmten, Unzufriedenen und Mürrischen.

Wir finden sie in allen Ständen, Altern und Gegenden der Welt. Die üble Laune ist ein trauriges Vorrecht unserer Natur, und es giebt wohl wenige Menschen, die ihr nicht, wenigstens bisweilen, unterworfen sind. — Auch bey den heitersten Gemüthern, bey den lebhaftesten und fröhlichsten Temperamenten, in den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, und in dessen schönsten Hoffnungen übt sie nicht selten ihre Tyrannenherrschaft aus, und lagert sich oft so fest in uns, daß wir sie mit aller Kraft des Nachdenkens, und mit aller Energie unserer Selbstheit nicht besiegen können. — Ja, wir sind oft so von ihr angegriffen, daß wir sie, als einen unversöhnlichen Feind, nicht zu berühren wagen, sondern sie sogar mit Schonung und Verzärtelung ihrer Will-

kürlichkeit behandeln, aber uns dadurch in ihre Gespinnste nur noch mehr verwickeln. — Auch hat diese bald länger bald kürzer dauernde Gemüthsverstimmung das Eigene, daß sie sich an alle Zustände unseres Gefühls, an den Gang unserer Ideen, an unsere Ansichten der Dinge fest anzuschließen pflegt, und sich dadurch unserer Kräfte und Hülfsmittel, sie zu verscheuchen, bemächtigt. Wir sind in solchen Augenblicken wie unglücklich Bezauberte, die sich nicht zu helfen und zu retten wissen. — Die üble Laune verleitet uns oft, alles schwarz zu sehen, wenn auch der Himmel um uns her heiter und freundlich ist; sie dringt uns sogar in einzelnen Momenten den Menschenhaß, wenigstens die Menschenverachtung auf, wohl gar selbst gegen diejenigen, denen wir Liebe und Dankbarkeit schuldig sind. Sie entrüstet sich selbst gegen das Wahre, Schöne und Gute *), wenn es nicht mit ihren Verfinsterungen

*) Sie verleidet uns sogar die schöne Natur um uns her, und macht uns gegen ihre unendlichen Reize fühllos. Sie verleidet uns das geliebte Vaterland, und die stillen freundlichen Gegenden, wo wir in dem schönen Genuß des freien Denkens und Glaubens

und lächerlichen Einseitigkeiten zusammen stimmt; sie legt den edelsten Handlungen eigennützige Zwecke und unreine Absichten unter, und macht uns gegen uns selbst oft so mißtrauisch, daß wir mit Schüchternheit den Blick von uns abwenden, damit sie ja nicht in ihrer Alleinherrschaft gestört werde.

Wir können es nicht immer angeben, wie sie kommt und entsteht. — Oft ist sie wohl ganz körperlich, wie z. B. bey den Kränklichkeiten des andern Geschlechts; oft liegt sie in Verwöhnungen unseres Charakters, unserer Sinnesart, unserer Empfindsamkeit, unsern unrichtigen Ansichten der Welt, und unserer Unzufriedenheit mit andern Menschen; oft stimmen Körper und Gemüth zu

---

so ungestört leben können. Der berühmte Ritter von Zimmermann, der sein ganzen Leben hindurch mit jener bösen Laune kämpfte, genoß in seinem vaterländischen Schweizer-Städtchen Brugg der ungetrübtesten Tage, schrieb dort einige seiner geistreichern Werke, und doch nannte er diesen lieblichen Fleck der Erde einen reizlosen, die Flamme des Geistes auslöschenden Ort. In der Vorrede zu seinem gehaltreichsten Werke: von der Erfahrung in der Arzneykunst.

ihrer Entstehung mit einander überein. — Die aus körperlichen Ursachen entstandene üble Laune ist wohl die gewöhnlichere, ohne daß wir immer ihren Sitz in dieser aus unzähligen Empfindungswerkzeugen zusammengesetzten Maschine bestimmt angeben können, und ohne daß wir jedesmahl wirkliche Schmerzen leiden. Sie ist vielmehr eine unbehagliche Beängstigung, die gleichsam unsere ganze physische Organisation gefangen nimmt, uns den Mund verschließt, oder eintönig macht, und das freudige und freie Lebensgefühl in uns auf einige Zeit unterdrückt. — Die üble Laune des wirklichen Kranken ist etwas ganz anderes. Der Schmerz, das Leiden dringt sie ihm auf, die zerstörte Gesundheit, der Mangel an Schlaf, an freyer Bewegung, die gänzliche Unlust des Gefühls, auch wohl die peinliche lange Weile, die besonders lebhaften Gemüthern im Krankheitszustande eigen ist, verfolgen den Niedergeworfenen, und martern ihn oft bis zur Verzweiflung. — Im Umgange mit diesen bald mehr bald weniger übellaunigen Kranken sind wir ihnen die menschlichste Schonung und Zartheit unseres Betragens schuldig, und wir sollten uns zu

einem solchen Umgange mit Ernst und Liebe, wie zu einer Religionshandlung, vorbereiten. Es sind leidende Wesen, welche die größten Ansprüche auf unsre Geduld machen dürfen, — oder auch, wenn ihre Stimmung es erlaubt, ein Recht haben, von uns Aufheiterungen und Zerstreuungen zu erwarten.

Man hat daher selbst den practischen Aerzten die wohlgemeinte Regel gegeben, bey ihren Krankenbesuchen, und in dem Umgange mit diesem leidenden Theile der Menschheit sich an ein freundliches und aufheiterndes Benehmen zu gewöhnen; einmahl, weil der Arzt durch seine Heiterkeit noch mehr das heilsame Vertrauen des Kranken gewinnt, und zweytens, weil er durch seine muntere Stimmung unmittelbar auf das Gemüth desselben wirkt, da man nach dem Ausspruche sehr vieler Aerzte voraussetzen kann, daß ein großer Theil von Kranken mehr aus Bekümmerniß und Gemüthsleiden, als an wirklichen Krankheiten ihr Leben endigen. Sind jene beseitigt, ist die Seele des Kranken wieder geheilt: so wird dieß auch seiner physischen Gesundheit wohlthätig werden, und hierzu ist ein stärkender, freudiger und mu-

thiger Umgang sehr beförderlich. Schon Hippocrates verordnete: daß ein Arzt nicht bloß mit Arzeneyen den Leib heilen, sondern auch durch muntern Zuspruch das Gemüth seines Kranken aufheitern solle, weshalb er sogar die Arzneykunst mit einem Drama zwischen dem Arzt, dem Kranken und der Krankheit sehr naiv vergleicht. Der wizzige Bearbeiter des witzigen Rabelais, — Fischart *), sagt mit seiner ernsten Possierlichkeit: „ein Arzt soll nicht allein mit Kräutern, Salben, Tränken und Confecten gerüstet seyn, angesehn erstlich, weil solches den Köchen der Aerzte, nehmlich den Apothekern, zu befehlen, und nachhends weil diese Stücke zu zeiten nicht helfen, wenn das Leid nicht äusserlich leiblich, sondern, welches gefährlicher, innerlich herzlich ist, sondern auch wohlgebärdig, holdselig, freundlich, gesprächig, kurzweilig, possenreißig, der einem Schwachen etwa, wenns Noth thut, einen Muth einschwätzen

---

*) In seiner offentheuerlichen naupengeheuerlichen Geschichtklitterung in der Zuschrift an alle Klugkröpfige Nebel verkapte Nebel-Nebulaner ꝛc. S. Flögels Geschichte der komischen Litteratur. 1ster Bd. S. 24. u. f.

und eingaukeln kann, ihn lachen machen, wenn er schon gar weint, ihn überreden, er sey gesund; dieweil man doch einen überreden kann er sey krank, einen andern er sey rotbrecht, wann er schon todtenfarbig sicht. Oder über Zwergsfells mit einem lustigen Possen daher kommen, der, wie man sagt, einen Todten möchte lachen machen. Soll keinen trösten wie Callianax seine Kranken, denn als ihn der Krank fraget: ob er sterben würde? antwortet er ihm, es sey doch wohl des Kaisers Koch gestorben. — Darumb mag ihm wohl zu zeiten ein Medicus ein Räuschlein trinken, nit alleine den bösen Luft und Geruch minder einzulassen, sondern auch possierlicher zu seyn, der wird ein Kranken muthiger und getröster machen, als ein langweiliger, langschaubiger, stirnrunzelnder Phantast."

Uebellaunige, in ihrem Gemüth Verstimmte, leiden, wie viele Seelenkranke, gemeiniglich nur in peinlichen Zwischenräumen. In diesen Augenblicken sind sie stürmisch, unleidlich, unlenksam, hart, auch wohl ungerecht, weil ihnen dieß die innere Unbehaglichkeit, oder auch die Lebhaftigkeit ihrer aufgereizten Phantasie und ihres gedrückten

Nervengebäudes aufdringt. — Dann ist es Nacht in ihrer Seele. Sie sehen und hören nichts, als die unglückliche Stimmung ihres Gefühls; sie wollen nichts sehen und nichts hören, vielleicht weil sie es schmerzlich empfinden, daß sie es in diesem Zustande nicht können. Sie sind Gefangene ihres Willens und ihrer zerrissenen Kraft, und dieß macht sie im Umgange noch unleidlicher und schwerfälliger, weil sie auch bey einer noch vorhandenen Ueberzeugung von ihrem Selbstwerthe grade dann für ihn nichts thun können. Das Selbstgefühl geben sie freilich nicht leicht auf; aber eine sonderbare kleinliche Verzagtheit hat gemeiniglich die Stärke des Gemüths überwunden, — und dieß ist der höhere Grad der übeln Laune, oft selbst bey geistreichen und denkenden Köpfen. Sie ist eigentlich das momentane Unvermögen, sich die verlorne Freyheit wieder zu geben, und den frohen geselligen Sinn auf sich wirken zu lassen, weil der Gemüthsleidende ihn dann entweder gar nicht versteht, oder auch aus Eigensinn nicht verstehen will. Gemeiniglich verbinden sich dann hiermit andere finstere Gedanken der verschiedensten Art, Erinnerungen an erduldeten Un-

dank, an nicht erkannte Verdienste, an Kälte gegen geleistete Wohlthaten, an nicht geleistete Schonung, an verfehlte zärtliche Behandlung, — auch wohl tief gefühltes Mißtrauen gegen die böse Zeit, und gegen die menschliche Natur überhaupt, in welchem letztern Falle die üble Laune sogar in permanenten Menschenhaß ausarten kann.

Dieß sind die Gemüthsverstimmten, welche in ihrer Denk- und Handelsweise vieles mit einander gemein haben, und hierin in einer Art Verwandtschaft mit einander stehen. Sie sind es aus Grundsätzen und Maximen, und richten ihre Verstimmungen, man könnte sagen, systematisch ein, anstatt, daß die körperliche üble Laune ihrer blinden Unbehaglichkeit sich hingiebt, wie z. B. bey einer schlechten Verdauungskraft; aber auch mit den physischen Veranlassungen wieder verschwindet. — Wenn wir den mancherley moralischen Ursachen nachdenken, wodurch die üble Laune der ersten Art, als Gemüthsverstimmung, veranlaßt wird: so sind es nach meiner Ansicht vornehmlich folgende:

a) Bey unserm Geschlechte ein immer zu leicht gereizter, zu leicht beleidigter Ehrgeiz, der sich nur dann glücklich, gut gelaunt und behaglich fühlt, wenn er seine Neigung zu Huldigungen und erwartetes Entgegenkommen so ganz befriedigen kann. — Man bemerkt diese Schwäche bei den ausgezeichnetsten Köpfen oft auf eine Art, daß sie selbst den Kopf darüber verlieren, und sich ganz den Einwirkungen der übeln Laune, wie der Alltagsmensch, hingeben. Man sieht sie dann in geselligen Zirkeln wie beleidigte Kinder verstummen, oder ihre Laune nimmt auch eine andere Richtung, indem sie nun Allem widersprechen, und ihr Uebergewicht Andern fühlen lassen. — Es ist wohl keine Leidenschaft, die in aller Rücksicht so leicht gereizt wird, als die Ehrliebe, weil sie alles auf sich selbst bezieht, und in sich in allen ihren Geweben immer berührt glaubt. — Diese Gewebe bestehen aus zahllosen Fäden, und ich möchte sagen Fühlhörnern, die sich nach ihrem Genusse ausdehnen, und durch jeden Anstoß ihre Erschütterungen dem ganzen innern und äussern Menschen mittheilen. Bey einer höhern Bildung wollen wir freilich diese Reizbarkeit und

Empfindlichkeit nicht immer laut werden lassen, weil sie der Wohlstand, die Cultur und die damit gewöhnlich verwandte Sittenheucheley verbiethet, auch wir uns selbst in letzterer Hinsicht conventionelle Gesetze aufgelegt haben; allein in unserm Gemüthe ist dennoch die üble Laune eingetreten, und wir verrathen sie oft grade dadurch, wodurch wir sie verstecken wollten. — Der minder Gebildete fährt damit heraus, und wird durch dieses Herausfahren gewöhnlich leichter geheilt, während das feinere Gemüth die Laune in sich verschließt, aber auch desto länger von ihr verfolgt wird.

Bey dem andern Geschlechte, wo der Ehrgeiz weniger wirksam seyn kann, ist dagegen die Eitelkeit sehr oft die Mutter der anhaltenden übeln Laune. Das Geschlecht kann in seinen Mitschwestern große Vorzüge des Talentes und Geistes ehren, anerkennen und sogar lieben; aber in andern Kleinigkeiten, vornehmlich bey den gewöhnlich Erzogenen, verzeiht man sich eine schönere Form, einen geschmackvollern Anzug, eine äussere Liebenswürdigkeit schon weniger, und seine üble Laune zeigt nur zu sehr, wie sie so gern lieber von dem

Scheine und der Ausstellung, als von der Wahrheit abhängen mag. — Es ist der Neid, der von der Eitelkeit geboren wurde, und dieser ist seiner innern Natur nach immer übellaunig, nicht nur in dem andern, sondern auch in unserm Geschlechte.

b. Eine zu große Sucht und Hinneigung, sich überall uneingeschränkte Hoffnungen und eine goldene Zukunft zu dichten, und diese sogar für gewiß zu halten. — Die Menschen sollten überhaupt, um mich so auszudrücken, öconomischer mit ihren Erwartungen verfahren, und sie mehr nach Vernunftgründen, als nach dem blinden Glauben, der gemeiniglich die Hoffnung begleitet, berechnen. Denn gehen die süßen Träume nicht in Erfüllung, sinken die schönen bunten Luftgebäude ein: so gewinnt die böse Laune einen desto größern Spielraum in uns, und wir schmollen nun mit der Welt, da wir doch diesen Gemüthszustand uns selbst durch zu lachende vorherige Ansichten derselben geschaffen hatten. Der Zustand der Hoffnung, wenn sie sich selbst ganz hingiebt, ist fast jedesmahl ein Zustand der Spannung und Exaltation, der sogar überspannt und

überreizt werden kann, — so daß wir oft selbst kräftige Menschen dann in eine seltsame Lethargie des Geistes versinken, und gleichsam durch die finstere Laune in sich selbst untergehen sehen. Nur durch innere Kraft und nicht zu viele Hoffnungen kann man ihr widerstehen. Menschen, die dieß nicht können, sind daher auch meistentheils sehr untaugliche Gesellschafter, — wie wir denn auch nicht bessere finden, als diejenigen, welche sich mit der Gegenwart der Dinge zu befreunden wissen, und lieber in ihr und mit ihr, als in den ungewissen Räumen des Künftigen leben. — Es steht den Menschen immerhin frey, sich eine Feenwelt nach Gefallen zu dichten und mit allen Farben auszuschmücken; sie kann sogar uns oft Beruhigungen in der Widerwärtigkeit und der stürmischen Zeit gewähren; aber an ihr, wie an der Wirklichkeit zu hängen, verräth allemahl eine Schwäche des Nachdenkens und Mangel an Welterfahrung, welche letztere auch im Hoffen und Erwarten der Dinge unsere Freundinn und Lehrerinn seyn müßte.

c. Eine zu große Verzärtelung und Verwöhnung des Gefühls und Geschmacks, so wie

eines zu verfeinerten Beobachtungsgeistes auch in moralischer Hinsicht, — eine Stimmung des innern Menschen, die eben wegen jener Ueberfeinheit keine Ecken und Härten des Lebens, der Zeit und der Menschen berühren will, überall schlau und weichlich ausbiegt, sich die Welt nur immer als ein ewig harmonisches Saitenspiel denken möchte, — und wenn dieß nun nicht so ist, sich für diese Welt nicht geschaffen fühlt, alles um sich her schwarz siehet und alles absolut so sehen will. — Die sogenannten delicaten, sublimen und subtilen Menschen sind daher selten, besonders bey dem zartern Geschlechte, die ganz frohgelaunten, und ihre Verfeinerung hat sie nicht zu der glücklichern Menschenclasse bilden wollen, — so wie es auch eine übergroße Anmaßung ist, daß sich die übrige Welt in die Subtilitäten und Raffinements einer solchen Laune schicken solle. Selbst der Freundschaft ist diese Feinheit und Verwöhnung des Gefühls nicht gar günstig, weil das Feine und Feine wegen seiner tausendfachen Rücksichten sich nicht immer gleichartig berührt, und ihre Ansprüche unvermuthet mit einander in Streit gerathen. Nicht zu gedenken, daß den feinen

Leuten oft ein Egoismus eigen ist, der sie wenigstens in einzelnen Momenten zu allen herzlichen Theilnehmungen unfähig macht. Und so sahen wir oft die zärtlichsten Freundschaften erlöschen, welche ganz auf jene Empfindungen eines hochgebildeten subtilen Geistes gegründet zu seyn schienen.

d. Gemeiniglich und vorzüglich ein Mangel an Selbstbeherrschung, Selbstkenntniß, und Selbstprüfung, welche uns unfähig macht, über uns selbst, und besonders über die Eindrücke der äussern Dinge auf uns, zu gebiethen. Wir sind diesen Eindrücken augenblicklich ausgesetzt, und hängen durch unsere ganze Organisation mittelbar oder unmittelbar von ihnen ab. — Wir sind eine Art Uhrwerk, das die Welt durch unsere Sinnen und Empfindungen stimmt und stellt, und nicht erst fragt, ob wir so gestimmt und gestellt seyn wollen. Es ist daher desto nöthiger, uns selbst zu beobachten, damit wir nicht auch in Absicht unseres Gemüths zu abhängig von der Welt werden, wie wir es nun einmahl durch unsere physische Verbindung mit ihr sind und seyn müssen. Diese Selbstbeobachtung wird, wenn sie recht angestellt ist, gewiß eins der besten Verwahrungs-

mittel gegen die böse Laune seyn. Viele Menschen sind freylich in sich selbst so verfinstert und zugleich von sich selbst so eingenommen, daß sie keinen unangenehmen Eindruck von sich weisen, oder ihn in sich selbst berichtigen können. Sie geben sich wie Kinder hin, und die Laune treibt ihr freyestes Spiel mit ihnen. Sie drehen sich nach allen ihren Winden und Eingebungen, und lassen sie in alle ihre Schwächen des Charakters eingehen. Sie sind wie von ihrem Gifte durchdrungen, und es gilt bey ihren Aeusserungen kein Ansehn der Person. Bald erlauben sie ihrem Ehrgeitze, ihrer Zanksucht, ihrer Empfindeley, ihrer Gemeinheit alle Ausbrüche einer innern Verstimmung, bald wissen sie es selbst nicht, daß sie sich so weit vergaßen, und es befremdet sie sogar mit einer Art von Reue, wenn wir ihnen Vorwürfe über ihre Gewöhnlichkeit machen. — In der That kann auch die üble Laune aus Mangel der Selbstbeobachtung, wie jede andere Uebung, nach und nach eine Gewohnheit in uns werden, ohne die wir gar nichts mehr treiben können. Es giebt dergleichen Menschen genug, die, ohne daß sie es vielleicht selbst wissen, Alles mit ihr treiben und

thun. Die böse Laune ist ihre zweite Natur geworden. Dieß sind vornehmlich die mit allem Unzufriedenen.

Dieß sind diejenigen, welche nie Ja sagen können, ohne sogleich ein bedeutendes und finsteres Nein oder Aber hinzu zu fügen. Auch das Gute, auch das Glück, welches ihnen widerfährt, könnte ihrer Meinung nach immer noch besser seyn, und daß jedes Ding zwey Seiten habe, davon jedoch die schlimmere hervorherrsche, ist ihr Lieblings-Glaube *). Die Welt ist in ihren

---

*) Das kurze Gemählde, welches Theophrast in dem Abschnitt: περι Μεμψιμοιριαν von diesen Leuten entwirft, enthält mehrere treffende Züge derselben. „Selbst die Küsse seiner Geliebten, sagt der große griechische Sittenmahler, sind einem solchen verdächtig. Ich zweifle, sagt er zu ihr, ob sie Dir vom Herzen kommen. Er zankt mit dem Himmel, wenn es nicht regnet, — und zankt mit ihm, wenn es regnet. Wenn man ihm die fröhliche Botschaft von der Geburt seines Söhnleins bringt: so seufzt er: eben dadurch ist ja mein Vermögen um die Hälfte verringert worden. Hat er einen sehr vortheilhaften Prozeß gewonnen, und seinen Gegner durch einen geschickten Anwald besiegt: so beklagt er sich

Augen eine Schaubühne, wo nur Tragödien gegeben werden, und begegnet ihnen einmahl ein Lustspiel: so sind sie auch damit unzufrieden, eben weil es ein Lustspiel und kein Trauerspiel ist. — Nie verstummt ihre Klage über schlechte Zeiten, schlechte Sitten, über die Gegenwart der Dinge, über Vergangenheit und Zukunft. Sehr oft bemerkt man aber auch bey solchen Menschen eine gewisse Beschränktheit des Geistes, die sich nicht zu fassen weiß, oder auch eine niedre Verstellungskunst, welche gewisse Vortheile hinter der ewigen Klage verstecken will, um den Blicken des Publicums zu entgehen. Dieß sind zum Theil die raffinirten Geitzigen, welche sogar die üble Laune affectiren, um irgend einen Vortheil dadurch zu gewinnen, und sich zugleich gegen die Pflicht der Wohlthätigkeit zu verwahren, daß sie die schlechten Zeiten nicht gestatteten.

Nach diesen Darstellungen über die Ursachen der Gemüthslaune, wird man es zweckmäßig fin-

---

dennoch, daß dieser die bessern Gründe in der Streitsache ausgelassen habe." u. s. w.

den, wenn ich folgende Regeln und Maximen im Umgange mit solchen Leuten empfehle.

a. Man lasse sich in dem Umgange mit ihnen zu keinen ähnlichen mißlaunigen Aeusserungen und Verstimmungen verführen, welches leicht geschehen kann, wenn uns selbst ein empfindliches und reizbares Gemüth eigen ist. — Es giebt sogar Leute dieser Art, die es darauf anlegen, uns in ihren Gemüthszustand mit hinein zu ziehen, und uns zu Vertrauten ihrer Grillen, Wunderlichkeiten, und ihrer verkehrten Ansichten der Dinge zu machen, — und uns so mit sich fortzureißen. Sie wollen eigentlich kein fröhliches Herz neben sich erblicken, und beklagen und zerarbeiten sich so lange, bis sie oft einen ganzen geselligen Zirkel in eine trübe Laune versetzt haben *). — Durch ein vernünftiges Ausbiegen ihrer

*) Ein nicht gemeiner Menschenkenner sagt von Leuten dieser Art und von ihren Methoden, ihre üble Laune zu äussern und zu üben, Folgendes. „Der Umgang mit ihnen ist äusserst schwer. Sie finden immer und leicht Stoff, sich zu zanken, da wo es andere nicht ahnden und erwarten, ja sich alle Mühe geben, es zu vermeiden. Sie fangen gemeiniglich

Reizbarkeit, ihrer harten Urtheile, durch den Gedanken, daß man in diesem Augenblick mit Schwachen

---

mit einer unbedeutenden Sache an, legen einem Andern, auch oft wider eigene Ueberzeugung, etwas zur Last, der Andere vertheidigt sich, wird vielleicht bey angethanem Unrecht warm; nun ergreifen sie etwas aus seiner Vertheidigung, was einigen Schein gegen ihn hat, und drehen es so lange, bis es für sie zu sprechen scheint. Geht dieß nicht mehr: so ergreifen sie etwas anderes, nehmen auch wohl etwas Vergangenes und aus dem Stegreif, und dann wird das Gezänk, ohne Gründe zu hören, fortgesetzt. — Der Andere, der nun nicht weiß, wie er dazu kommt, noch wie er es vermeiden soll, da alle seine Sorgfalt, es zu verhüten, vergebens ist, wird endlich auch mißvergnügt und mürrisch, ja, Andere, besonders wenn es Höhere thun, ahmen es nach; denn es ist ja alles, auch Unart, den Menschen nur zu sehr ansteckend. Daher findet man bisweilen eine ganze Gruppe solcher seltsamen Menschen, fast möchte ich sagen Carricaturen, zusammen, die kein vernünftiges Wort mit einander sprechen, sondern sich nur immer einander auf eine Art verständlich machen, die Andern unerträglich ist. Der beißende Ton wird ihnen endlich so eigen, daß es ihnen schwer fallen würde, sich besser auszudrücken."
Menschenkenntniß. Gesammelt von J. G. Meißner. Drittes Bändchen. Breslau 1788. S. 71 u. f.

und Kranken zu thun hat, daß ihr Zustand sehr oft unwillkürlich ist, und daß sie es dabey nicht grade böse meinen, [da die üble Laune oft mit einem vortrefflichen Herzen verbunden seyn kann] verwahrt man sich am besten gegen die Mißtöne und Ansteckungen dieser Krankheit. — Und man ist dieses sich selbst, so wie der Freiheit und dem Frohsinne des geselligen Tons, schuldig. Denn was wollte aus der Societät werden, wenn jeder nur seine Verstimmungen und Grillen darinn wollte herrschen lassen! — Das Ansteckende hierbey vermeidet man auch leicht durch ein augenblickliches Abstrahiren, oder durch die Gabe, über die finstern Begriffe des Andern hinweg zu sehen, und durch das Gespräch, auch wohl durch einen schuldlosen Scherz, in sich und Andern neue Ideenreihen zu erwecken. — Man gebe vornehmlich auf sich Acht, wenn die erste leise Aufwallung des Bluts und der Imagination uns zur Mitempfindlichkeit des Andern aufreitzen will, — dann ermanne dich, und halt' dich im Zügel, weil einige Augenblicke darauf es vielleicht zu spät ist, und die Laune uns wohl noch weiter, als den fortreißt, welcher sie in uns anfachte. Gewisse an-

dere Uebellaunige, die leicht und augenblicklich auffahren, deren Unwille aber sogleich wieder verraucht, sollten uns weniger bekümmern; sie wollen uns weder beleidigen, noch durch ihre Reizbarkeit anstecken, sondern folgen nur einer momentanen Unart, bey welcher sie nicht auf sich Acht haben, und welcher die Erziehung nicht gehörig vorgebeugt hatte.

b. Man suche den Uebellaunigen bey seinen Verstimmungen und Abirrungen von dem freundlichern und bessern Tone der Gesellschaft so viel als möglich auf seine Lieblings-Ideen, oder auf etwas, das damit in Verwandtschaft steht, zurückzuführen. — Jeder Mensch hat eine gewisse Seite, die ihn aufheitert und fröhlichen Sinnes macht, wenn man sie sanft und geschickt berührt, und die Unterhaltung darauf hinzuleiten weiß, — ein gewisses Lieblingsspiel seiner Einbildungskraft, oder seiner Geschäftigkeit, wodurch er aus einer unbehaglichen, verstimmten Gemüthslaune, wie durch ein Zaubermittel, gar leicht in einen heitern und selbst jovialen Humor überspringen kann. Man bringe ihn nur darauf, und er ist vielleicht schon dadurch gewonnen, und von seiner Krankheit ge-

heilt. — Dieß liegt in der Anziehungs- und Zerstreuungskraft, welche alle Lieblings-Ideen haben, daß sie uns von dem Unangenehmen abziehen, es wenigstens auf einige Zeit in Vergessenheit vergraben, und dadurch unserm Gemüthe das Gleichgewicht wieder geben, welches durch die üble Laune jedesmahl verloren geht. — Schon dadurch lassen sich viele Menschen in ihren unbehaglichen Stunden aufheitern, wenn man sie auf ihre frohe Jugendzeit zurückführt, und die Bilder derselben aufzufrischen sucht. Man sieht, wie sich hierbey ihre Stirnen entfalten, wie gleichsam die finstern Wolken ihres Gemüths verschwinden, und wie wortreich und wortselig sie dann aus einer finstern Laune in eine bessere übergehen, — wie der mürrische Greis, das klagende und verzagende Mütterchen hierbey wiederum aufleben, wie jugendlich froh sie sich dann noch umarmen können, und wenn auch der Seufzer dabey ertönt: das waren noch gute Zeiten! — doch eben durch diese Reminiscenzen den Trübsinn von sich warfen. — Denn die Vergangenheit ist, weil sie uns nur in ihren angenehmen Erinnerungen berührt, [da selbst das überstandene Uebel ein Vergnügen mit

sich führt] unsere liebste Gedankenfreundinn, und wir möchten sie für alles in der Welt nicht hingeben.

Tausend andere Lieblingskinder der Menschen stehen immer bereit, ihnen ihren verdunkelten Frohsinn wieder zu geben. Der Hypochondrist wird sich auf einige Stunden aufheitern, wenn ihr ihm Gelegenheit gebt, seinen Lieblingsgrillen und Micrologien freyen Lauf zu lassen. Der Sammler wird euch freundlich empfangen, wenn ihr mit ihm über seine Raupen, seine Bücher und Varianten, seine fossilen Knochen und Gerippe, seine Herbarien u. d. gl. reden wollet. Der Arzt wird Euch in seinen Verstimmungen danken, wenn ihr ihn im Gespräch auf die Wunder seiner Kunst leitet. Der peinliche Prädicant wird sich munterer aufrichten, wenn ihr euch in die Divisionen und Subdivisionen seiner Kanzelvorträge einlassen wollt, und selbst der schlaue Koch wird einen übellaunigen Apicius durch die Zubereitung seiner Lieblingsspeise umstimmen können. Ich habe einen alten mürrischen Schulmann gekannt, der sogleich froh gelaunt wurde, wenn man ihn auf seine Collectaneen aus alten Schriftstellern

brachte, und ihn, einen seiner Edelsteine, — so nannte er diese Zusammenstoppelungen, — vorzuzeigen bat, — und wie mag dem verstimmtesten Autor und dem übellaunigsten Genie das Herz klopfen, wenn man um eine Vorlesung seines neuesten Manuscripts bittet! — Die Natur scheint aus guter Absicht diesen Hang des Menschen, sich an irgend einem Lieblingsspiele zu belustigen, beygelegt zu haben, weil die Vernunft in finstern Gemüthszuständen nicht immer hinreichen will, uns zu ermannen, und wir dann noch anderer Hebel bedürfen.

c. Man zeige solchen Mißmüthigen und Verstimmten im Umgange mit ihnen Vertraulichkeit, Gutmüthigkeit und ungezwungene Annäherung, damit wir sie nicht noch mehr von uns und von sich selbst entfernen. Durch Zurückgezogenheit und Gleichgültigkeit macht man sie nur noch übellauniger und mißtrauischer; dagegen ein freundliches Entgegenkommen ihr Herz aufschließt, und der Zunahme dieser Gemüthskrankheit dadurch wenigstens vorgebeugt wird. Die Theilnahme an unsern leidenden Gefühlen kann überhaupt zu ihrer innern Berichtigung Wunder thun, und

tausend Verstimmungen sind schon allein dadurch geheilt worden. Noch sichtbarer geschieht dieß bey der übeln Laune, von welcher wir hier reden, da diese gemeiniglich nur momentan ist, und, wenn sie aus irgend einem Mißtrauen gegen die Menschen entstand, nun durch die Einwirkung einer gegenseitigen Anschauung, nehmlich der Theilnahme gütiger Herzen, sich gar schnell umwandeln kann. Nur muß man auch hier seine Leute kennen. Es giebt Uebellaunige, die grade durch die Annäherung Anderer nur desto mißtrauischer und störriger werden, weil sie irgend eine Hinterlist darunter wahrzunehmen glauben, und vielleicht durch ganz andere Mittel, als durch einen freundlichen Umgang, geheilt werden müssen.

d. Wenn man sich aber auch nicht geneigt fühlen sollte, den Uebellaunigen mit Vertraulichkeit und Gutmüthigkeit entgegen zu kommen, weil sie sich oft sogar unausstehlich machen, und durch ihr wunderliches und eckiges Betragen empören: so suche man ihnen wenigstens nachzugeben, und sie in ihren Verstimmungen nicht weiter aufzureitzen. — Es wäre auch oft nicht der Mühe werth, den Paradoxen, Grillen und Wun-

derlichkeiten dieser Leute zu widersprechen, da sie in diesem Gemüthszustande doch keine Gründe hören würden, und der Gegenstand ihrer übeln Laune oft eine wahre Erbärmlichkeit ist. — Ich befand mich einst in dem Hause eines großen, damahls sehr berühmten Weltweisen, dessen Geburtstag auf eine glänzende Weise gefeiert wurde. Wir setzten uns fröhlichen Muths zu Tische; Wirth und Gäste waren insgesammt froh gelaunt, als der Bediente herein trat, und dem Herrn Professor den Tod seiner Amsel ankündigte. Nun hatte alle Freude ein Ende. Der sonst so heiter gestimmte Mann vergaß sich, verfiel in einen beleidigenden Ton gegen den ganzen geselligen Zirkel, und einer schlich sich nach dem andern davon. — Aber vielleicht selbst Beleidigungen sollte man der übeln Laune leichter, als Andern, verzeihen, weil sie sich in ihren ersten Ausbrüchen selten zu beherrschen weiß, und hinterher, bey einiger Gutmüthigkeit des Naturells, ihre Schwächen und Sonderbarkeiten oft genug bereuen mag.

e. Besonders sey man gegen die übeln Launen und Verstimmungen alter Leute möglichst

schonend und duldsam *). Die Last der Jahre und Erfahrungen, die auf ihnen ruhet, die Stürme, die sie erlitten haben mögen, die Schwächen des Körpers und Geistes, die sich ihnen nun oft so schmerzlich aufdringen, die verringerte Empfäng-

---

*) Kant drückt sich hierüber in einem allgemeinern Sinne viel strenger aus. „Die Pflicht, das Alter zu ehren, gründet sich eigentlich nicht auf die billige Schonung, die man den Jüngern gegen die Schwachheit der Alten zumuthet; denn die ist kein Grund zu einer ihnen schuldigen Achtung. — Das Alter will noch für etwas Verdienstliches angesehn werden, weil ihm eine Verehrung zugestanden wird. Also nicht etwa weil Nestorjahre zugleich durch viele und lange Erfahrung erworbene Weisheit zu Leitung der jüngern Welt bey sich führen, sondern bloß weil, wenn nur keine Schande dasselbe befleckt hat, der Mann, welcher sich so lange erhalten, d. i. der Sterblichkeit, als dem demüthigsten Ausspruch, der über ein vernünftiges Wesen nur gefället werden kann [du bist Erde, und sollst zur Erde werden], so lange hat ausweichen, und gleichsam der Unsterblichkeit hat abgewinnen können, — weil, sage ich, ein solcher Mann sich so lange lebend erhalten und zum Beyspiel aufgestellt hat." S. 9. Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz, seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn.

lichkeit derselben für die Freuden des Lebens, und der kleine Rest ihrer übrigen Tage verpflichten uns durchaus zu einer zarten Nachsicht mit ihnen, und es wäre in vielen Fällen wahre Sittenlosigkeit und Inhumanität, sie anders zu behandeln. — Nicht zu gedenken, daß es eine Menge liebenswürdiger Alten giebt, die noch am Abende ihres Lebens die heiterste Laune im Umgange zeigen, und, wenn sie auch einzelne finstere Momente haben, durch ihre nachherige Gutmüthigkeit und frohe Stimmung alles wieder gut machen. Auch den Eigensinn und die Störrigkeit des Alters sollte man ihm nicht zu hoch anrechnen, weil sie ebenfalls eine Folge der Jahre ist, und unser Körper, wie unser Geist, sich mit der Zeit gleichsam verhärten, und dadurch unlenksamer werden. — Jener Eigensinn kann sich auch wohl bey alten Leuten auf eine sehr billige Maxime gründen, daß man sich in so hohen Jahren nichts mehr vergeben will, sondern auf eine so weit durchlaufene Lebensbahn allerdings einen personellen Werth legen dürfe; daher wir auch immer bemerken, daß sich alte Leute mit einer Art Selbstbehaglichkeit auf ihr Wissen, auf ihre Lebenserfahrungen, auf ihre

Thaten berufen, und den jüngern minder Erfahrenen gern, auch wohl beißende, Weisungen geben. — Zugleich mögen wir immer bedenken, daß, wenn wir auch oft die Launen besonders mürrischer Väter und Mütter, Erzieher und Erzieherinnen zu tragen haben, — einst Andere die unsrigen werden tragen müssen, und daß wir überhaupt Alle, ohne Ausnahme, den Schwächen der Menschheit, der Zeit, der Laune und der Veränderlichkeit des Gemüths bald mehr bald weniger unterworfen sind.

f. Endlich verdient das andere Geschlecht, bey seinen vielfachen übeln Launen, vorzüglich unsere Schonung, nicht sowohl aus sogenannter Galanterie, [ein Wort, welches bey verständigen Menschen überhaupt gar wenig sagt] sondern aus Berücksichtigung seines zarten, leicht angegriffenen Gemüths, seines feinern Gefühls und seiner leicht aufgereizten Organisation. Fast alles macht schnellere und lebendigere Eindrücke auf dasselbe; es wird von Gegenständen und Empfindungen ergriffen, wobey der Mann ganz kalt bleibt; es giebt sich Phantasien und Ideenschöpfungen hin, die uns kaum berühren, oder auch leidenden Ge-

fühlen, die der Mann weder physisch noch moralisch kennt, noch ganz zu deuten weiß. — Die Jungfrau ist freilich in der schönern Blüthe ihrer Jahre ein glückliches Wesen, und in sich fröhlichen Muths und guter Dinge. In den Spielen ihrer kleinen Eitelkeit kindlich mit sich selbst beschäftigt, in die schöne Zukunft einer beseligenden Liebe hinausblickend, ist das Weltall ihr Königreich, und ihre Freundinnen und ihre Hoffnungen pflanzen die schönsten Blumen in dieses Paradies. — Aber wenn die Zeit anderer Wünsche heran rückt, wenn die Jahre sich mehren, und die Ansicht der Welt ernster wird, sehen wir die Jungfrau oft in sichtbare Verstimmungen versinken, und Mädchen von einigen zwanzig Jahren sind gewöhnlich ganz andere Wesen geworden, als sie es einige Jahre früher waren. Der Beruf der Mutter und Gattinn spricht sich nun in dem innersten Leben der Jungfrau aus, und dieses Gefühl nimmt mit den Jahren an einer Klarheit zu, daß die Furcht, unverheirathet zu bleiben, selbst nach einem Gesetze der Natur, etwas Peinliches seyn muß. — Aber auch selbst die Ehe ist für das andere Geschlecht eine Quelle vie-

ler und gerechter Gemüthsverstimmungen. Die Männer bleiben selten die zärtlichen und gefälligen Wesen, wie sie es vor der Ehe waren, und schon da ließen sie oft genug ihre Wunderlichkeiten und Launen der Geliebten, wenigstens in den Ausbrüchen einer seltsamen Eifersucht, empfinden. Als Hausväter sind sie sogar oft die Despoten der Hausmütter, und beleidigen die Menschenrechte, welche dem Weibe billiger Weise zukommen. In vielen Ehen, selbst unter gebildeten Ständen, ist die Gattinn oft nichts mehr, besonders bey der Untreue des Mannes, als eine arme orientalische Sclavinn, — und aus Vorsicht, oder auch wohl aus Delicatesse gegen ihren Stand, wird sie vielleicht nicht einmahl ihr Leid einem Freunde oder einer Freundinn klagen dürfen.

Lebt sie aber auch wirklich in der Ehe glücklich, liebt sie, und wird sie innigst wieder geliebt: so giebt es doch wiederum so viele andere Veranlassungen zu ihren trüben Launen, daß man bisweilen das andere Geschlecht als eine von der Natur unbillig behandelte Menschenclasse betrachten möchte. — Die Zeiten der Schwangerschaft sind doch wirklich bey vielen Frauen Perioden einer

fortwährenden Kränklichkeit und schmerzhafter Empfindungen, die sich nicht selten mit noch unglücklichern Geburten endigen. Man weiß aus Erfahrung, daß viele Frauen in diesem Zustande zu einer anhaltenden, oft bedenklichen Schwermuth geneigt sind, daß sie alsdann durch die unbedeutendsten Kleinigkeiten erschüttert werden, daß sie alles unleidlich und widerlich finden, an keiner Lebensfreude Theil nehmen, selbst gegen Gatten und Kinder gleichgültig sind, und sich nur mit dem Gedanken an ihren nahen Tod beschäftigen. Andere, die dann aus übler Laune ihre Gatten und ihr Hausgesinde mit wahrer Grausamkeit behandeln, nicht aus bösem Willen, sondern weil die Last, die sie tragen, und die gereizten Nerven sie dazu zwingen. — Wenn aber auch die Schwangerschaften der Mütter glücklich sind, wenn sie in den Armen der Liebe einer blühenden Gesundheit genießen, — wie viel bittern Verdruß müssen sie dagegen in ihrem Innern verbergen, damit dieß und jenes einem empfindlichen oder kränklichen Manne aus dem Hauswesen und seinen Umgebungen nicht bekannt wird, — wie manchen Streich der Kinder und des Gesindes ihm verheh-

len, — wie manchen Einblasen und Berichten vorbeugen, damit sie der Gatte nicht zur Unzeit, oder im Getriebe seiner ernsten Geschäfte empfängt, — und wie klug sich selbst betragen, damit die nie ganz ertödtete Eifersucht des Mannes nicht aufgeregt wird! — Das andere Geschlecht würde in diesen und so vielen andern Rücksichten noch unglücklicher seyn, wenn ihm die Natur, bey seiner Abhängigkeit von einem stärkern und herrischen Geschlechte, nicht die Schlauheit zugesellet hätte, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn, und dadurch selbst der übeln Laune vorzubeugen.

Es ist aber auch wahr, daß viele Frauen, sonderlich in den höhern Ständen, und in der Classe der Empfindsamen und leicht Gereizten, sich die üble Laune auf das ganze Leben hinaus selbst bereiten, und auf eine Art und mit einer Gemüthsstimmung in den Ehestand treten, die uns einer unserer gelehrtesten deutschen Aerzte eben so wahr als nachdrücklich geschildert hat. Hier sind seine eigenen Worte. „Mit unregelmäßigen Begierden nach geträumten, selbsterschaffenen Dingen, mit Begierden, die in dem Umfange nie erfüllt worden sind, nie erfüllt werden können;

mit der Hoffnung und dem Vorsatze, durch ihren Witz oder Verstand alles zu ihren Absichten zu leiten, alle ihre Absichten, auch die unweisesten einer unerfahrnen Jugend, zu erreichen; mit thörigter Erwartung eines Schäferlebens, das nie auf Erden war, oder einer Folge von Tagen voll ungemischter Fröhlichkeit, die keinem Menschen zu Theil werden können, der mit andern Wesen sich verbindet; oder mit der Zuversicht, daß Menschen, Zeit, Elemente und Weltlauf sich ihrem Begehren fügen werden, — tritt ein solches Mädchen in den Ehestand. Und wenn nun alles anders ist, oder nun sogar plötzlich die Erkenntniß erwacht, daß die vorigen Träume nicht in Erfüllung gehen: so vergiftet Unzufriedenheit alle Freuden des Lebens und des Mutterstandes, und untergräbt allmählich die Gesundheit der ganzen Familie. Denn Menschen, Zeit, Elemente und Weltlauf fügen sich nicht, und es müssen also alle Künste, die der Witz darbiethet, hervorgesucht werden, um sich selbst eine Zeitlang zu betrügen, und Andere zu seinen Absichten zu zwingen. Dann sehen wir die Frau, welche statt eines sanftmüthigen ruhigen Betragens, ohne welches keine —

eine glückliche Mutter seyn kann, statt Natur und Gleichmuth im Auge und in der Seele zu tragen, ihren Charakter mit tausend fremden Dingen so angestrichen hat, wie sie ihr Gesicht mit kränklichem Roth bemahlt; die unmuthig zur Erfüllung aller ihrer wahren Pflichten, augenblicklich gesättigt von den erstrittenen Zerstreuungen, ungeduldig in Ertragung der geringsten Unfälle des Körpers und Gemüths, unverträglich mit allen Menschen, die sie näher sehen, unzuverlässig und ungleich in Handlungen, Worten, Geberden, Wünschen, Lob, Tadel, Liebe und Haß, durch ein erkünsteltes Benehmen, das gewöhnlich zuerst das Gesinde, dann die Familie und endlich die Welt entdeckt — sich und die Ihrigen um alle Freuden bestiehlt, womit der Himmel den Hausstand gesegnet hat." *)

---

*) J. Chr. Unzers Diätetik der Schwangern. Im 3ten Theile der allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. Von J. H. Campe. S. 47. u. f.

3. Mit Gewohnheitsmenschen.

Die menschliche Seele nimmt in sich das Gefühl einer fortgehenden Thätigkeit wahr, die nimmer zu ruhen scheint, wahrscheinlich selbst im Schlafe fortwirkt *), und doch zu ihrer regelmäßigen Erhaltung der Ruhe bedarf. Sie sucht sich daher gewisse Standpuncte, wo sie nichts Neues hervorbringen mag, willkührlich auf, — oder sie

*) „Das Spiel der Phantasie mit dem Menschen im Schlafe ist der Traum, und findet auch im gesunden Zustande statt; dagegen es einen krankhaften Zustand verräth, wenn es im Wachen geschieht. — Der Schlaf, als Abspannung alles Vermögens äusserer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, scheint allen Thieren, ja selbst den Pflanzen [nach der Analogie der letztern mit den ersteren], zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte nothwendig; aber eben das scheint auch der Fall mit den Träumen zu seyn, so, daß die Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöschen und der tiefste Schlaf sogleich den Tod mit sich führen müßte." — Kants Anthropologie. 2te Aufl. S. 81.

läßt sich dieselben durch den Mechanismus der äussern Welt und des Nationalgeistes aufdringen, ohne daß sie ihre ewige Tendenz, etwas zu treiben und zu thun, deßhalb aufgeben darf. — Sie gewöhnt sich nehmlich nach und nach an Repetitionen des schon einmahl Gedachten, einmahl Empfundenen, Theils, weil sie will, Theils, weil sie muß, in welchem erstern Falle man die Gewohnheit eine freywillige Gespielinn der Gemächlichkeit und Bequemlichkeit nennen könnte; im zweyten Falle soll sie sich in das regelmäßige Getriebe der Natur schicken lernen, und also in beyden Fällen den Menschen sowohl mit der Nothwendigkeit, als der Veränderlichkeit seiner Bestimmung, befreunden.

Damit der ins Unendliche strebende Geist sich nicht aus sich selbst hinaus verliere und bey sich bleibe, indem er bey der Gewohnheit bleibt: so hat die Natur mit ihr das Vergnügen, oder doch wenigstens eine gewisse Behaglichkeit verbunden, auch da, wo der Mensch ihr blindlings folgen muß. Die Gewohnheit sollte ihn der Ordnung wegen zu ihrem Untergebenen machen; aber seine Dependenz von ihr sollte ihm nicht als ein

lästiger Sclavendienst, sondern als etwas von ihm selbst Gutgeheißenes erscheinen. Das Gemüth sollte sich frey glauben, auch da, wo es nicht anders handeln konnte, — und so sollte das Wohlgefallen an dem Gewöhnlichen für dasselbe zu einem Lebensgenusse werden, den es unter der Form des Zwanges nicht sehr achten würde. Der Mensch wiederholt daher seine Ideen, seine Meinungen, seine Maximen, seine Gefühle, seine Grillen, nicht grade deßwegen, weil er sich sagt, daß er sie aus innerm Bedürfniß wiederholen muß, sondern vornehmlich deßhalb, weil ihm die Gewohnheit überhaupt, vermöge ihrer ganzen Natur, so lieb und werth ist. Ihre süße Gewalt verbindet sich mit seinem Willen, — sein Selbstgefühl mit dem Genuß des Vergnügens und der Freyheit; er würde sich unglücklich fühlen, wenn er nicht mehr in der Gewohnheit, nach seiner Meinung freywillig leben und weben könnte, — und daher ihre Allmacht *) von den denkendsten Geistern bis zu

---

*) „C'est à la verité une violente et traistresse maistresse d'eschole, que la coustume. Elle establit en nous, peu à peu, à la desrobée, le pied

dem Thiermenschen herab, in dessen Wesen wir fast nichts mehr, als blinde Instincte antreffen.

Eben so könnte man sagen: daß alles, was den Menschen ein wiederkehrendes Vergnügen macht, die Gewohnheit erzeuge, so wie umgekehrt die Gewohnheit, wenn sie uns auch aufgedrungen wurde, nach und nach ergetzen kann, weil wir ihr nun nicht mehr gezwungen, sondern willkürlich zu folgen glauben. Die Natur hat an alles Leben, welches ein großer Dichter überhaupt eine süße Gewohnheit nannte, in der geistigen und thierischen Welt das Gefühl eines gewissen Wohlseyns gebunden, so daß uns eine Schöpfung, worin es nichts, als Schmerz gäbe, sogar ein Widerspruch zu seyn scheint. — Das Gefühl jenes Wohlseyns aber sollte in dem Maße zunehmen, als die Summe des Lebens selbst zunimmt, —

---

de son authorité; mais parce doux et humble commencement, l'ayant rassis et planté avec l'ayde du temps, elle nous descouvre tantost un furieux et tyrannique visage, contre lequel nous n'avons plus la liberté de hausser seulement les yeux." Essais de Montaigne de la Coustume, Liv. I. chap. 22.

und in dem Menschen, als dem lebendigsten Wesen, das wir kennen, ist daher der Genuß des Vergnügens aller Art auch am stärksten. Der Mensch sucht es überall in seinen Sinnen, in seinen geistigen Anlagen, seinen Phantasien; er kann nichts begehren, wollen, wünschen, denken und erfinden, wo kein Reiz des Vergnügens für ihn liegt. — Er will, und er denkt, weil er in diesem Reitze jedesmahl seine Existenz, gleichsam als sein erneuertes höchstes Gut, wahrnimmt. Es ist das innere Leben, was ihn dazu spornt; er muß es seiner Natur nach in jedem Momente wissen, daß er existirt, und um dieß mit Frohsinn zu wissen, muß er sich augenblicklich selbst repetiren. Er betrachtet daher die Gewohnheit als ein Document, das ihm die Natur zur Beglaubigung seines Daseyns in die Seele geschrieben hat, und weil ihm die Gewohnheit Vergnügen gewährt, zugleich als ein Document seines Glücks. — Die Neigung, sich im Gefühl des Wohlseyns selbst wahrzunehmen, ist also der vorzüglichste Grund der Gewohnheit, in sofern sie psychologisch erklärt werden sollte. Denn es kann auch bloß animalische Repetitionen des Gefühls in

dem Menschen geben, wobey er sich selbst nicht wahrnimmt, ihm auch kein eigentliches Vergnügen gewähren, sondern nur als blinde Actionen des Lebens betrachtet werden müssen.

Weil die Gewohnheit mit dem Gefühl des Wohlseyns verbunden ist: so sieht man daraus, wie und warum einmahl eingeführte Sitten und Gebräuche Jahrtausende hindurch in der Societät fortdauren können, und warum die individuellen in dem Menschen selbst [wie man sagt als seine zweyte Natur] so schwer auszurotten sind. Es läßt sich freilich bey vielerley Gewohnheiten nicht immer absehen, wie sie einem ganzen, vielleicht wohl gar aufgeklärten Volke unter dem Begriffe des Wohlseyns erscheinen können, — wie dieß z. B. der Fall mit jenen Moden ist, die eine lange Reihe von Jahren, bey aller ihrer Unbequemlichkeit, Unnatürlichkeit und Geschmacklosigkeit, fortzudauern pflegen. Ja, einige solcher Gebräuche sind so bizarr, lächerlich und sogar indecent, daß die Vernunft durchaus nichts Ergetzliches daran entdecken kann. Allein untersucht man sie genauer: so haben auch die geschmacklosesten und kleinfügigsten Gewohnheiten ihren Grund

in einem gewissen behäglichen oder muthwilligen Spiele der Phantasie, der Zeitumstände, der Gelegenheit, der Zerstreuungssucht, wodurch das Gefühl des Lächerlichen geschmeichelt und vielleicht schon hierauf die Gewohnheit gegründet werden kann. — Genug, wir sind alle ihre Kinder und Zöglinge von unserer Geburt an bis zu unserm Abschiede vom Leben. Wir sind an sie wie an eine Mutter gewiesen, und alle Verrichtungen, welche die Natur mit uns treibt und vornimmt, sind nichts anders als Wiederholungen ihres Einflusses auf uns, — und von unserer Seite Wiederholungen unserer Empfänglichkeit für sie. Auf die Art leben wir eigentlich ganz in der Gewohnheit, und man könnte sagen: man habe den Menschen ausstudirt, wenn man alle seine Gewohnheiten in ihrem Umfange, und jede nach ihrer Eigenthümlichkeit erforscht hat. — Denn selbst der Charakter des Menschen ist nichts anders, als eine in ihm permanente Gewohnheit.

Da der Mensch ein so vielseitiges Wesen ist, so viel Hebel und Kräfte in ihm wirken: so giebt

es eine Menge von Gewöhnheiten, die sich kaum berechnen lassen. Wir wollen ein Paar Hauptclassen derselben etwas näher beleuchten, um zu sehen, wie wir uns im Umgange mit Gewohnheitsmenschen lebensklug zu benehmen haben. Es giebt

a. mechanische, körperliche Gewohnheiten, die eigentlich nur von unserer physischen Natur und von der Einrichtung unserer Maschine abhängen. Wie z. B. die Art, unsere Sinne zu beschäftigen, unsere Handarbeiten und Handgriffe, unser Tragen des Körpers, unsere Art des Ganges und der Bewegung, unsere mimischen Geberdungen, und selbst unsere Wortsprache und ihre Betonung, eine solche Gewohnheit genannt werden kann, — Eigenthümlichkeiten, die wir von Kindheit an nach und nach unwillkürlich aufnehmen, ohne daß wir dabey etwas denken, oder dadurch geflissentlich andeuten wollen. — Es giebt Menschen, die sich allerley solche mechanische Fehler angewöhnt haben, und sie nicht wieder ablegen können, weil sie gleichsam in unserer Maschine eingerostet sind, durch ihre fortwährende Repetition wohl unserer Aufmerksamkeit selbst ent-

gehen, oder auch uns in einzelnen Fällen zu Behelfen unserer Gedanken und Handlungen dienen *). Die sonderbaren Verzerrungen und Zuckungen, die so viele Menschen in ihren Gesichtsmuskeln zeigen, die linkischen Bewegungen ihrer Arme, Füße, Augen und Lippen während ihrer Rede, das Stottern, welches gewöhnlich nur durch die Wiederholung eines Fehlers entsteht, und bald an einzelnen Buchstaben, bald an der ganzen Rede hängt, die Gewöhnung an gewisse augenblicklich wiederholte Worte, Betheurungen und Flüche, die sogar oft ganz unverständlich und sinnlos sind, die Angewöhnung des Lachens, auch da, wo nichts zu belachen ist, oder gar das kindische Lächeln selbst bey widrigen Erzählungen, der merkwürdige, fast allen Menschen eigene, Gebrauch der rechten Hand, das Blinzeln der Augen, das oft nur aus Ziererey oder eingebildeter Kränklichkeit angenommene

*) Wie man z. B. einen grossen englischen Parlamentsredner kannte, welcher keine seiner vortrefflichen Reden halten konnte, ohne während derselben ein Stück Bindfaden in seinen Händen auf- und nieder zu ziehen; und als ihm dieses einst entfiel, — verstummte der Redner.

Husten mancher Gelehrten und empfindsamer Frauen, das Kauen an der Lippe bey übler Laune und Verstimmungen, so wie andere Angenommenheiten bey der Mahlzeit, bey dem An- und Auskleiden, beym Tabacksrauchen, und sogar bey religiösen Geschäften — sind alles Erscheinungen dieser Art, und bey einzelnen Menschen bisweilen so sonderbar und närrisch, daß sie an den Wahnsinn zu grenzen scheinen.

Im Umgange mit Menschen, die von dergleichen körperlichen Angewöhnungen beherrscht werden, soll und kann man leicht darüber hinwegsehen, weil sie uns selten im Wege stehen, von unbedeutenden Verwöhnungen, oder von einem Mangel der Erziehung herrühren, und nicht in die Reihe moralischer Fehler gestellt werden dürfen, — so daß wir kein Recht haben, sie Andern vorzurücken, — wenn sie nicht in das Ekelhafte fallen. Denn in diesem Falle können und dürfen wir uns über Andere beschweren, ihnen Verweise geben, oder ihre Gegenwart vermeiden. Uebrigens kann es uns ganz gleichgültig seyn, wie oft der Eine sein Gesicht verzieht, seine Augen verdrehet, seine Nase aus Angewöhnung oder Ver-

druß rümpft, wie oft die letzten Silben eines Worts wiederholt, wie oft seine nichtssagenden Flüche hören läßt, welche seltsame Biegungen und Accente er sich in der Rede angewöhnt hat u. s. w. — Dergleichen kleinliche, schuldlose Wunderlichkeiten können sogar bisweilen zur Belebung des geselligen Tons beytragen, indem sie die Einseitigkeit und den steifen Ernst mildern helfen, und durch das Komische an der Persönlichkeit Anderer, Scherze und muntre Gespräche veranlassen, — so wie überhaupt die Unterhaltung selten da stockt, wo sich allerley Originale mit ihren kleinen Schwächen einfinden. Selbst das Possierliche, wenn es nicht in das Possenhafte und Gemeine ausartet, hat etwas Interessirendes, weil es durch den Contrast auf unsern Frohsinn wirkt, den Scherz als ein geselliges Spiel beschäftiget, und durch seine komischen Stellungen und Aeusserungen mehr Wechsel in den geselligen Ton bringt. — Es giebt Leute dieser Art, die deßhalb überall gern gesehen sind; andere, die schon dadurch gefallen, wenn sie ihre komischen Erzählungen mit einem ernsten Blicke vorzutragen wissen, und, während

alle Andere darüber lachen, selbst gesetzt oder komisch ernsthaft bleiben.

Es kostet uns freilich oft Mühe, uns nicht gehen zu lassen, wenn uns die lächerlichen Gewohnheiten, und mechanischen Sonderbarkeiten auffallen, und zum Lachen zwingen; allein wir sind es doch dem bessern geselligen Tone schuldig, alsdann an uns zu halten, und unsere Gefühle zu unterdrücken, — weil wir, besonders bey einiger Empfindlichkeit des Temperaments, oder in andern gereizten Gemüthszuständen, das Ausgelachtwerden nicht leicht vertragen, und zwar dann oft am wenigsten, wenn wir es selbst fühlen, daß wir die an uns tragende Lächerlichkeit und belachte Gewohnheit nicht ablegen können. — Sie ist uns auch wohl so eigenthümlich geworden, daß wir sie gemeiniglich nur als ein schuldloses Spielwerk, oder als eine erlaubte Ausfüllung der Zeitlücken *) betrachten, und uns

---

*) Die mechanischen und andere Gewohnheiten entstehen sehr oft nur aus der langen Weile, daher fast alle Menschen, welche sich nicht zu beschäftigen wissen, und vom Müssiggange verfolgt werden, ge-

deßhalb die Meinungen und Deuteleyen Anderer hierüber um so mehr verbitten, da wir vor-

---

meiniglich den kleinlichsten Sonderbarkeiten unterworfen sind. — Selbst thätige und geniale Geister können durch den Müssiggang dahin kommen und sich der Gewohnheit auf eine Art hingeben, die in das Lächerliche, Manierirte und Gezierte fällt. Wenn der Mensch nichts zu thun hat: so beschäftigt er sich wenigstens mit der mechanischen Wiederholung seiner Individualitäten, und freuet sich, auf die Art eine Stunde, die er nicht besser zu vertreiben wußte, blindlings fortzuschieben. Wenn wir auf uns selbst im unthätigen Zustande Acht geben: so bemerken wir, wie überhaupt an den meisten Kindern, daß man alsdann zu gewissen Pantomimen geneigt ist, welche die leidige Gewohnheit gebiethet, um die leeren Augenblicke auszufüllen. — So ist das oben erwähnte Tabacksrauchen gemeiniglich ein Zeitvertreib müssiger Stunden. Daher wir es auch so häufig beym Soldatenstande, oder auch bey Geistlichen antreffen, die wenig dringende Geschäfte haben. Oder es ist auch eine Gewohnheit, ohne die wir unsere Verrichtungen nicht gehörig fördern zu können glauben, indem uns die Neben-Idee des Rauchens die Arbeit gleichsam erleichtert, und in der Geburt der Gedanken beyzustehen scheint. — Wie wir von vielen Gelehrten wissen, daß sie ohne die Pfeife — weniger leicht und gemüthlich arbeiten können. Ja, ich habe sogar ei-

aussetzen können, daß ein jeder Mensch einzelne kleine Lächerlichkeiten und Gewohnheitsschwächen an sich trägt.

Eben so giebt es

b. eine Menge Eigenheiten und Gewöhnungen in unsern Denkweisen und Ansichten der Dinge, die wir nicht leicht wieder ablegen, sondern die sich in uns mit den Jahren noch fester zu setzen pflegen. — Was ist die Festhaltung an irgend ein beliebiges System gemeiniglich anders, als eine lange Gedankengewohnheit, welcher wir oft genug, auch ohne vollendete Ueberzeugung, getreu bleiben, und sie auf Tod und Leben

---

nen berühmten Schriftsteller gekannt, welcher selbst nicht Taback rauchte; aber bey seinen Arbeiten sich dennoch angewöhnt hatte, stets eine kalte Pfeife im Munde zu führen. Die Angewöhnung an ein tägliches Kartenspiel zu einer bestimmten Stunde ist eine ähnliche Erscheinung. Doch gehört sie mehr zu den moralischen Gewohnheiten, weil sich die Antriebe der Ehre und des Gewinnes damit zu vermischen pflegen.

vertheidigen könnten. — Es ist gleichsam ein tiefes Geleise, auf welchem sich unser Geist durch die Gewohnheit hin- und her bewegt, — so daß es uns Mühe, oder wohl gar Schmerz verursachen würde, aus diesem Fahrwege herauszugehen. Die Orthodoxen blieben daher lebenslang mit unerschütterlicher Festigkeit bey ihren Dogmen, wenn auch die Vernunft hellere und bündigere Lehrsätze aufstellte, – ja, es gab Jahrhunderte und Jahrtausende, wo die Vernunft in Glaubenssachen gar nicht einmahl befragt werden durfte, und die, welche dieses zu thun wagten, den Todesstrafen ausgesetzt waren. Mit welchem Enthusiasmus und welcher Lebendigkeit hatte man nicht die Existenz des Teufels, gleichsam aus einer dogmatischen Gewohnheit, in den Schutz genommen! Die Metaphysiker machten es ihrer Seits nicht besser. Die Aerzte heilten seit undenklichen Zeiten ihre Kranken nach einerley Gewohnheits-Recepten, bis neuere, vielleicht weniger gegründete, Systeme das alte Gebäude ganz nieder zu reissen droheten.

Daß die Erziehung auf diese Gewöhnungen an unsere Denk- und Ideenweise auf das ganze Leben hinaus den größten Einfluß hat, ist eben

so natürlich als entschieden. — Wir nehmen in unsern Kinderjahren eine Menge Begriffe und Eindrücke, oder eigentlich alle blindlings in uns auf, ohne daß wir ihren Werth oder Nichtwerth berechnen und verstehen können. Sie werden auf die Art unsere ewigen Begleiter und Vertraute, so wie sie dann schon die Grundlagen unserer ganzen Denk- und Charakterweisen sind, — und sie leiten uns von nun an augenblicklich mit einer so süßen Allgewalt, oder mit einer so unvermeidlichen Zudringlichkeit, daß wir, unmittelbar an sie gewöhnt, ein Ausbiegen in der Folge kaum begreifen können. Die Gewohnheit erscheint uns daher späterhin gemeiniglich auch darum als etwas Schuldloses, weil wir unsere Eigenheiten zu beleuchten gar nicht gelernt hatten, und weil das Behagliche, was die Gewöhnung im Allgemeinen mit sich führt, keine Veränderung unseres mechanischen — oder Gemüthszustandes anräth. — Daher wir denn auch in der Regel nichts so sehr, als eine solche Veränderung scheuen, und so sind wir denn endlich selbst durch die Erziehung, welche die Natur mit uns vornimmt, im ganzen Sinne des Worts, Gewohnheitsmen-

schen geworden, gemeiniglich ohne unsere Schuld; aber auch oft zu unserm Unglück, wenn wir unsre Leidenschaften selbst in Gewohnheiten übergehen ließen.

Der Umgang mit solchen Menschen, welche von Angewöhnungen in der Denk- und Sinnesart beherrscht werden, ist viel schwerer, als mit jenen, denen wir nur mechanische Sonderbarkeiten nachzusehen haben. — Hier stoßen die Gemüther und die Herzen schon mehr gegen einander, und oft auf eine Art, welche Kälte, Haß und Feindschaften erzeugt. So empört es z. B. den vernünftigen und bessern Sinn, wenn ein Anderer oft mit wahrer Unvernunft auf seinen sonderbaren Meinungen beharret, und, wie man zu sagen pflegt, keine Raison annehmen will. Der Eigensinn hat überhaupt schon in jeder Art, selbst bey geschätzten Männern und Frauen, etwas Widerliches an sich, vornehmlich bey unbewiesenen Opinionen und Maximen, weil diese unserer eigenen Freyheit und Freymüthigkeit zu denken im Wege stehen, und uns wohl gar zu ihrer Partie zwingen wollen, oder äusserlich zwingen dürfen. — Aber auch hier sollte uns in vielen Fällen die

Gewalt der Denkgewohnheit zur Entschuldigung solcher Leute dienen, so schwer uns auch dieß bisweilen werden dürfte. Sie sind zum Theil als verkrüppelte Bäume zu betrachten, die man früher nicht besser richtete, oder die durch den Drang der Umstände und das mechanische Abrichten zu einer gewissen fixen Ideenreihe das wurden, was sie nun sind und ewig bleiben werden. — Man lasse sich daher nicht leicht mit ihnen in einen Wortwechsel über ihre Meinungen und Hypothesen ein, besonders wenn sie eigensinnige und ungestüme Naturen sind, die durchaus immer Recht haben wollen, große Ansprüche auf Talente des Geistes und der Beurtheilungskraft machen, und sich an das gelehrte oder auch nur gewöhnliche und häusliche Absprechen gewöhnt haben. Ihre Ansichten der Dinge und Menschen werden sie doch durch unser Widersprechen nicht ablegen, sondern sie nur desto hartnäckiger zu vertheidigen und herauszuheben suchen. — Wie wir dann an uns selbst bemerken, daß sogar in Kleinigkeiten der Widerspruch uns nur störriger und unlenksamer zu machen pflegt, und daß hiervon selbst die geduldigsten Charaktere nicht ausgenommen sind. — So

giebt es ferner besonders mürrische Alte, welche sichs angewöhnt haben, immer zuerst die schlimme Seite einer Sache ins Auge zu fassen, und mißtrauisch gegen die Menschen, vornehmlich gegen alles Neue und Unerwartete, zu seyn. Diese werdet ihr nie von ihrer gewohnten Denkweise abbringen, so wenig ein Schielender die Verkehrtheit seiner Augen ablegen kann, weil ihm die Gewohnheit auch hier zur andern Natur geworden ist.

Eine besondere Art Gewohnheitsmenschen sind die sogenannten Leute nach der Uhr. — Alle ihre Geschäfte und Verrichtungen sind auf Stunden und Minuten abgemessen, und sie fühlen sich höchst unglücklich, wenn sie sich in eine andere Weise schicken sollen. Sie essen, trinken, schlafen, arbeiten, rasten, und man könnte im Scherz sagen, lieben und hassen nach dem Glockenschlage. Alle ihre Lebensmomente gehen wie ein regelmäßiger Pulsschlag. Ihr ganzes Hauswesen ist nach diesem Uhrwerk eingerichtet; ihre Weiber, Kinder und Gesinde müssen sich blindlings daran gewöhnen, wenn sie ruhige Stunden haben wollen.

Ich habe mehrere alte Leute gekannt, die höchst ungestüm wurden, wenn nicht auf den Glockenschlag Zwölf die Suppe aufgetragen wurde, und deswegen bey keiner Tischgesellschaft erschienen, weil man da vielleicht eine halbe Stunde später, als in ihrem Hause, speiste. — Der Liebhaber nach der Uhr im Tristram Shandi, der eine Minute der Zärtlichkeit aufschob, weil es ihm in diesem Augenblick einfiel, daß grade jetzt seine Taschenuhr aufgezogen werden müßte, ist zwar nur eine wizzige Uebertreibung; aber es giebt doch ähnliche Menschen, besonders unter den Engländern, die sich überhaupt durch die Eigenheiten des Humors und der Gewohnheitsliebe merklich vor andern Nationen auszeichnen *). Da uns die Zeit als eine

---

*) Der Grund dieser Nationalzüge liegt in mehrern Umständen. Zunächst wohl in der Volksfreyheit, nach welcher der Britte, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen, sein Leben und seine Sittenweise einrichten kann, wie er will, wenn es nur nicht der Constitution und den Gesetzen widerspricht. „Die Freyheit, sagt Wendeborn *), giebt hier einem jeden

---

*) in seinem Werk über Großbritannien. I. Theil. S. 234.

Bedingung unserer Begriffe und unseres Lebens überall umgiebt, und alle unsere Handlungen be-

---

Erlaubniß, äusserlich so zu erscheinen, als er wirklich ist, und daher herrscht bey dieser Nation weniger Verstellung." Andere Ursachen ihres sonderbaren Humors können in dem Clima, in den starken Nahrungsmitteln, in ihrer Neigung zur Behaglichkeit und Ungebundenheit, auch wohl in einem gewissen Nationaleigensinne, und öfters in einem finstern, melancholischen Sectengeiste liegen. Man findet daher bey ihr tausend Beyspiele der sonderbarsten Gewohnheiten und Launen, — und unzählige Sonderlinge, nicht nur unter Männern, sondern auch unter Frauen. Ich will zur Unterhaltung von letztern nur einige Beyspiele anführen. Zu Bath starb Lady Bangor, Wittwe eines englischen Viscounts, in einem hohen Alter. Der Charakter dieser Dame war von der ausserordentlichsten Art. In den ersten funfzig Jahren war sie ein Muster aller ehelichen und häuslichen Tugenden gewesen, und hatte ihre vielen Kinder mit größter Zärtlichkeit und Sorgfalt erzogen. Ohne die geringste Ursache verließ sie aber eines Tages ihren Gemahl, ihre Kinder und Enkel, und wollte sich nie bewegen lassen, sie wieder zu sehen, oder irgend eine Verbindung mit ihnen zu unterhalten. Sie war ausserordentlich reich, und dabey höchst großmüthig; dennoch unterwarf sie sich wegen sehr unbedeutender Summen den unangenehmsten

stimmt: so kann sie das Erste genannt werden, woran wir uns gewöhnen, und dem wir uns ganz

---

Processen, und ließ sich sogar in Verhaft nehmen. Täglich spendete sie milde, reiche Gaben aus, aber auf die geheimste Weise; dagegen konnten Handwerksleute und andere Personen die gerechte Bezahlung ihrer Schuldrechnungen nur durch Zank und unablässiges Toben erhalten. Sie war eine erklärte Feindinn aller Aerzte, und selbst auf ihrem Sterbebette durfte keiner gerufen werden. Auf ihren Befehl wurde ihr Leichnam im Sarge mit Kalk bedeckt.

Der Erzbischof von York predigte in Hull und zwar, wie gewöhnlich, von seinem hocherrichten Throne herab. Eine alte, etwas taube Matrone, die unten in der Kirche nichts von der Predigt hören konnte, bestieg die nahe dem Thron stehende leere Kanzel. Diese Erscheinung störte gar sehr die Andacht der Gemeine. Der Erzbischof unterbrach daher die Predigt, und erinnerte das wunderliche Weib, herunter zu gehen, worauf sie erwiderte: „der Herr Erzbischof wäre hierher gekommen, um zu lehren, und sie, um belehrt zu werden. Da nun die Kanzel als der einzige Platz, wo sie hören könnte, leer sey: so könne sie ihn wohl einnehmen.“ Der Küster machte endlich diesem Kanzeldialog ein Ende, und führte die Frau herunter, wobey sie ausrief: „der heilige Paulus würde mich nicht so behandelt haben. Aber

durch die Gewohnheit hingeben. Wir schicken uns auch in ihre Momente mit einer erstaunlichen Leichtigkeit und einem blinden Gehorsam, so daß wir ihr sehr bald ganz mechanisch, und ohne daran zu denken, folgen*). — Ein englischer Schrift-

---

leider sind die Bischöfe ganz andere Leute, wie die Apostel." v. Archenholz Annalen der Brittischen Geschichte. 3ter Band. Sittengeschichte.

Selbst eine humoristische, reiche Jüdinn zeichnete sich vor einigen Jahren in London aus. Sie hinterließ in ihrem sonderbaren Testamente die Verordnung: daß ihr Leichnam nach Jerusalem gebracht und dort beerdigt werden solle. Zwölf gesetzte Männer der jüdischen Nation sollten die Leiche dahin begleiten, und das Begräbniß nach der Vorschrift besorgen. Es waren einem jeden für diese Mühe 400 Pfund Sterling ausgesetzt, 200 Pfund bey ihrer Abreise, und 200 nach ihrer Rückkunft, nach abgelegten Beweisen von der richtigen Vollziehung ihres Auftrags. Dieser letzte Wille wurde buchstäblich befolgt. Ebendas. 16ter Band. S 143.

*) Selbst im Wahnsinne übt die Gewohnheit der Zeitbegriffe oft noch ihre ganze Kraft in sonderbaren Erscheinungen aus. Ich habe einen Bauerknaben gekannt, welcher in seinem 14ten Jahre durch eine heftige Krankheit seinen Verstand verlor; er konnte nicht mehr lesen und schreiben; er hatte sei-

steller, Plot, erzählt in seiner Geschichte von Staffordshire einen hierher gehörigen sonderbaren Fall von der Macht der Gewohnheit. Ein blödsinniger Mensch wohnte in der Nähe einer Glockenuhr, und hatte sich gewöhnt, jedesmahl ihre Schläge laut nachzuzählen. Dieß that er nun auch jedesmahl in den bestimmtesten Zeit-Intervallen, wenn die Uhr still stand. Aus dem englischen Zuschauer 4 Band. Nro 72.

Wenn wir mit solchen Leuten nach der Uhr umgehen wollen oder müssen: so ist der klügste Rath wohl der, sich in ihre Weise zu schicken, zumahl, wenn wir von ihnen abhängig sind. — Ist ihre Zeitgewohnheit und die Genauigkeit in ihrer Befolgung nicht lächerlich und pedantisch, [wie es oft selbst eine zu große pünctliche Ordnung seyn kann] so könnte uns ihr Beyspiel sogar noch nützlich werden, weil es ein Hauptstück der Le-

---

nen und seiner Bekannten Nahmen vergessen, und kroch in dem Hofe seiner Aeltern wie ein vierfüßiges Thier umher, — und dennoch wußte er jedesmahl genau das Datum des Tages anzugeben, wenn man ihn darum befragte.

benskunst ist, daß man seine Zeit richtig und regelmäßig einzutheilen weiß, und mit seinen Stunden haushälterisch umzugehn versteht; eine Maxime, die man vornehmlich Gelehrten und Geschäftsmännern aller Art zu empfehlen hat. — So wie eine andere sehr wichtige Lebensregel die seyn muß: alles, was wir auf eine gescheidte Art treiben und vollenden wollen, zur rechten Zeit zu thun, und uns gleichsam an die Uhr unserer Geschäfte frühzeitig zu gewöhnen.

Die Sonderlinge aller Art, die excentrischen Menschen, gehören mit ihren Grillen, Eigenheiten, Bizarrerien und Wunderlichkeiten auch in die Classe der Gewohnheitsmenschen, eben deßwegen, weil sie sich durch ihre Sonderbarkeiten fortwährend von allen Andern unterscheiden wollen. Oft ist ihre fremdartige Weise und Abweichung von dem Gebräuchlichen wirklicher Charakter, und tief eingewurzelter Sinn; oft aber auch nur etwas Gesuchtes und Gekünsteltes. — Allein in beyden Fällen ist sie doch Angewöhnung, die durch ihr verkehrtes Wesen nur desto hartnäckiger und unheilbarer zu seyn pflegt. — Nicht selten verbindet sie sich auch mit der Eitelkeit,

die durch ihre heterogene Sitte sich von Andern auszeichnen, oder gar über sie erheben will, um nicht alltäglich, sondern interessant zu erscheinen. — Hierher gehört denn auch vornehmlich der Paradoxe, von welchem Kant sehr wahr sagt: „er sey ein Egoist, der nicht Nachahmer von Andern seyn, sondern als ein seltener Mensch erscheinen wolle, statt dessen er oft nur den Seltsamen mache.“ *) Aber eben dieses Seltsame und Excentrische in der Denk- und Lebensweise solcher Menschen macht auch ihren Umgang beschwerlich, und oft sogar lästig, weil sie augenblicklich gegen unsere eigenen Gewohnheiten anstoßen, und uns durch ihre Abgeschmacktheit von sich scheuchen. — Oft sind diese Dinge aber auch wiederum nur Kleinigkeiten eines ungewöhnlichen Lebens. Z. B. Sonderbarkeiten in der Kleidung, in ihrer Tagesordnung, in ihrer Zeit zu wachen und zu schlafen, in ihrer Schreibart, in ihrer Aussprache, Lectüre und dergleichen. Alsdann kann man schon näher und vertrauter mit ihnen umgehen, weil dieß keine Ecken sind, die uns zu scharf berühren, noch in

*) Eine Stelle aus seiner Anthropologie.

unsere eigene Denkweise einschneiden, und wohl gar unserer Phantasie zum Spielzeuge dienen. Nur müssen auch diese Kleinigkeiten nicht an das Aberwitzige grenzen, wie dieß oft der Fall ist, wenn wir zu sagen pflegen: daß der Sonderling einen Sparren zu viel oder zu wenig habe.

Wenn die Gewohnheitsmenschen aller Art auch meistentheils etwas Zurückstoßendes an sich tragen: so kündigen sie sich doch auch dagegen durch eine gewisse Güte des Charakters an, — als ob sie dadurch die kleinen Schwächen ihrer Sitte und ihres Lebens erträglicher machen wollten. — Im gemeinen Leben ist dieß auch schon hinreichend genug, unsern Umgang mit ihnen fortzusetzen, und in der Regel sind wir auch hier schon billiger, als in andern Fällen. Wenn wir an Andern solche Gewohnheitsschwächen und Lächerlichkeiten tadeln und persifliren: so pflegen wir doch gewöhnlich hinzuzusetzen: „aber es ist ein guter biederer Mann," und seine kleinen Verkehrtheiten werden ihm verziehen. — Die Schwachheiten Anderer können und sollen uns nur dann im Umgange von ihnen entfernen, wenn sie dem wirklichen Sittengesetze entgegen stehen. Mit den übri-

gen kleinen Sonderlichkeiten der Menschen müssen wir schonender verfahren, zumahl wenn wir bedenken, wie selbst diese angenommenen Gewöhnungen, als Zeitvertreibe, oft größern sittlichen Verirrungen des Herzens vorbeugen, und uns im Gleichgewichte erhalten. Es ist daher eine gütige Einrichtung unserer Natur, daß besonders lebhafte Leute, die am leichtesten das Geleise verlassen, von irgend einer unschuldigen Liebhaberey, durch die Gewohnheit, beherrscht werden, der sie sich hingeben, und während ihrer Unterhaltungen nichts Unrechtes begehen, sondern dabey ihr Leben, auch wohl auf eine nützliche Art für die Wissenschaften selbst, beschäftigen. — Es giebt freilich Liebhabereyen, welche die scharfe Critik eines La Bruyere zu verdienen scheinen; aber alle dergleichen Beschäftigungen sind doch unendlich schuldloser, als der Müssiggang.

Der französische Sittenrichter *) tadelt nach der Reihe auf eine zu ernste Art den Blumenliebhaber, den Freund der Obstbäume und der Münzen, die Kupferstichliebhaberey, die Vielwisserey,

*) In der Abhandlung: de la Mode.

die Freunde alter Sprachen, der Vögel, der Insecten, den Baufreund, den Dilettanten der Musik u. s. w., — vielleicht weil ihm die Uebertreibungen seiner Nation in diesen Stücken überall auffielen, und sein bekanntes empfindliches Gemüth aufreizten. — Aber in einem dieser Stücke sagt er doch, besonders für unsere Zeiten, gewiß sehr viel Wahres: „Das Haschen nach dem Vielwissen, und die Unentschlüssigkeit, dieser oder jener Wissenschaft zu entsagen, ist die Ursache, daß manche sich auf alle legen, und keine recht verstehen lernen. Sie wollen lieber viel wissen, als eine Sache gründlich verstehen, und lieber in verschiedenen Wissenschaften schwach und oberflächlich seyn, als eine gründlich inne zu haben.

In Hinsicht unseres Umganges, in sofern wir dabey

c. von Nationalgewohnheiten und Gebräuchen abhängen, sage ich nichts Umständliches. Denn hierbey müssen wir uns gemeiniglich nach der eingeführten Sitte richten, wenn wir nicht als wunderliche und lächerliche Köpfe erscheinen wollen. Die Volksgewohnheiten sind freilich oft selbst unter cultivirten Nationen von so lächer-

licher Art, daß sie an Unsinn und Barbarey grenzen. Aber wir können uns ihnen nie ganz entziehen, wenn wir uns nicht von der Societät, der sie angehören, entfernen wollen. — So sind wir auch verbunden, die gottesdienstlichen Nationalgebräuche äusserlich zu befolgen, Theils, um keinen Anstoß zu geben, Theils, um nicht als Sonderling aufzutreten, der auch hierin klüger als Andere seyn will. Das regelmäßige Besuchen der Kirche ist freilich bey vielen Menschen nur Gewohnheit, bey Andern sogar nur Zeitvertreib, indem man sie nicht sowohl zu seiner innern moralischen Veredlung, sondern zur Ausfüllung einer müssigen Stunde oder aus andern kleinlichen Absichten besucht. Allein der Gebrauch an sich selbst bleibt doch immer für das Volk empfehlungswerth, wenn auch unserm Gottesdienste, bey den gewöhnlichen trocknen Kanzelvorträgen, der eigentliche religiöse Sinn, die wahre Andacht, die Erhebung des Gemüths abgeht, und nur auf ein gleichgültiges Anhören einer Katheedrrede berechnet zu seyn scheint. Aber auch in einer schlechten Predigt können, wenn sie nur einigermaßen erbaulich ist, einzelne vortreffliche Belehrungen für uns

liegen, und vielleicht mehr, als in manchem noch so künstlich ausgefertigten Machwerk bunter Phrasen und Exclamationen.

Die herrschende Mode ist nichts anders, als eine eigensinnige Gewohnheit, der wir ebenfalls nachsehen müssen, wenn man uns nicht auslachen soll; denn sie gehört zu einer Volkssitte, welche sich bald auf längere bald kürzere Zeit festzusetzen sucht, und eine Art Achtung von uns verlangt. Ihre Gewalt ist um so viel stärker, weil sie gemeiniglich nicht auf eine lange Dauer rechnet, sondern durch den Wechsel imponiren will, daher wir auch desto eilfertiger in ihrer Befolgung und Nachahmung zu seyn pflegen. Dieß gilt vornehmlich von dem schönen Geschlechte, indem eine der andern in der Neuheit der Mode nicht gern nachstehen mag, um nicht als geschmacklos zu erscheinen, wenn es auch die Mode an sich selbst seyn sollte. — Sie ist auch wirklich, an sich betrachtet, als ein so unstätes und veränderliches Ding, kein wirklicher Gegenstand des Geschmacks, der bleibend und consequent seyn muß, sondern gemeiniglich nur ein Bestreben der Eitelkeit, sich vor Andern in der Wahl des Neuen auszuzeichnen. —

Indeß folgen ihr selbst ältere Leute, und besonders ältere Frauen, oft mit der bereitwilligsten Hingebung und bey dem unvortheilhaftesten Körperbau, und widerstehen ihr nur dann, wenn sie von andern Gewohnheiten, die noch stärker sind, oder welche die Bequemlichkeiten des Alters gebiethet, beherrscht werden.

Männer, die ganz von der tändelnden Mode abhängen, giebt es wenigstens unter uns und den nördlichen Nationen überhaupt nur noch wenige, — und diese sind denn gewöhnlich nur Gecken und fade Naturen. Sie gehören in die Vorzimmer der Großen, in die Zirkel unbedeutender Weiber, und in die Putzladen. Es wäre überflüssig, Regeln des Umganges mit ihnen zu geben, so wie überhaupt dem Lächerlichen durch keine Maxime der Lebensklugheit, weil ihm das Verdienst fehlt, geholfen werden kann. — Ich beschließe diesen Abschnitt mit einer sehr freundlichen und treffenden Stelle aus der vorher genannten Abhandlung des unsterblichen La Bruyere. „Die Mode gleicht den blauen Blumen, die in den Furchen von sich selbst wachsen, die Aehren ersticken, die Ernte verringern, und einen Platz einnehmen, wo

etwas Besseres seyn könnte. Sie haben ihren Werth und ihre Schönheit nur von einer flüchtigen eigensinnigen Laune, die in einem Augenblick entsteht, und dann wieder verschwindet. Heute gelten sie alles, die Schönen schmücken sich damit, — morgen sind sie verachtet, und werden der Gemeinheit überlassen." — „Das Verdienst, der Werth des Menschen, ist dagegen eine Blume, die man nicht nach ihrer Farbe benennet, die ihren eigenen Nahmen hat, und die man wegen ihrer Schönheit und ihres kräftigen Geruchs sorgfältig pflanzt und erhält, — eine von den Grazien der Natur, welche die Welt verschönern, welche der Schmuck aller Zeiten waren, welche unsre Voraltern verehrten, und welche wir nach ihnen verehren."

---

4. Mit Einfältigen und mit beschränkten Köpfen. Mit Menschen ohne Weltklugheit.

Wir sind in unsern Verhältnissen und Geschäften gewöhnlich mit einer Menge Menschen

umgeben, die weder gewandt noch klug und vorsichtig genug in ihrem Lebensgebrauche und Umgange mit Andern sind. — Sie lassen sich nach den Eingebungen ihres beschränkten Verstandes, ihrer Vorurtheile, ihrer schiefen Ansichten der Dinge gehen. Sie wissen weder Menschen, noch Zeiten, noch Umstände zu vergleichen und zu deuten, sondern eilen blindlings durch die Welt, setzen durch ihre Unbesonnenheit ihre Nebenmenschen oft in die größten Verlegenheiten, und richten durch einen einfältigen Streich nicht selten das Glück ganzer Familien hin. — Da ihnen gemeiniglich die Ueberlegungskunst fehlt: so berechnen sie nicht, was uns schaden könnte, und was uns kränkt, sondern handeln mit uns in Mißgriffen und Verirrungen des edlern geselligen Tons. Sie wissen unser Herz nicht zart zu berühren; sie nehmen keine Rücksichten auf unsre Eigenthümlichkeiten, auf unser Gefühl, auf unsere Sinnesart; sie behandeln alle Menschen auf einerley Weise, mit einer Art von Gemeinheit, [der Charakter der Einfalt] und sind selten hierin einer Belehrung fähig. — Wollen wir ihnen ausweichen: so drängen sie sich oft nur desto

mehr an, oder werden beleidigend, weil die Einfalt gemeiniglich mit einem platten Ehrgeitze verbunden ist, den sie auf eine trotzige Art zu behaupten sucht. Ihr Umgang ist daher fast immer sehr lästig. Sie geben nicht nach, weil ihnen der feinere Verstand und die Sittencultur abgeht, und ihre Einseitigkeit die Verbindung mit ihnen nur noch schwieriger macht. Sie bestehen mit kindischem Eigensinne auf ihren einmahl angenommenen, oft höchst widersinnigen Maximen, und verlangen wohl gar noch Achtung für Grundsätze und Gewohnheiten, die durchaus lächerlich sind.

Der Einfältige ist und bleibt es immer, wenn er auch in einzelnen Momenten es nicht zu seyn scheint, sondern bisweilen selbst Schlauheit und Bedächtlichkeit zeigen kann. Aber in der Regel ist doch der Grund und Boden seiner Urtheilskraft seicht und verfinstert, und man darf auf die einzelnen Lichtpuncte desselben nicht viel rechnen. — Sie sind selten etwas Zuverlässiges in seiner Vernunftübung, und gehen oft sogleich in desto größere Thorheiten und Bizarrerien über, weil sie von der Klugheit nicht beherrscht werden, — und weil vornehmlich der Mangel an Weltklug-

heit, dieser Königinn eines besonnenen Lebens, selbst die gutmüthige Einfalt augenblicklich irre führt *). „Ein geringerer Grad von Dummheit ist es, wenn ein Mensch einsieht, daß er mit Blindheit geschlagen ist, und der Fall ist noch äusserst selten, daß sich bey einem solchen nicht zugleich ein Trieb, ein Bestreben, verständiger zu werden, finden sollte. Auch fängt bey diesen die unangenehme Empfindung zu wirken an, und nimmt in eben dem Maße zu, in welchen das Bewußtseyn durch die Verlegenheiten,

---

*) Weltklugheit heißt nach Kant, wenn der Mensch die Geschicklichkeit besitzt, durch den Einfluß auf Andere seine Absichten zu befördern. „Durch sie richtet der Mensch mehr aus, als durch seine Macht, und dasjenige, was wir durch Klugheit erlangen, ist oft mehr werth, wenigstens höher zu achten, als was man durch blindes Glück erhält. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft wird uns nicht allein durch die Wichtigkeit unserer Zwecke auferlegt, weil man niemanden an seiner statt klug seyn lassen kann, ob man wohl sonst durch Andere viele Handlungen für sich thun läßt; sondern die Tugend selbst gebiethet dieselbe, weil die größte Tugend ohne Klugheit verborgen bleibt.“

in die er durch seine Einfalt geräth, durch den Spott, die Verachtung, die er erdulden muß, und durch andere Ursachen zunimmt. Sein Gesicht überzieht sich mit Schamröthe, seine Gedanken verwirren sich, Schweißtropfen, die ihm die Angst, die Verwirrung auspreßt, sitzen auf seiner Stirne. Er sitzt wie vor den Kopf geschlagen, und kann weder lachen noch weinen. Er wählt gern Gesellschaften von Leuten, die nicht mehr Verstand haben, als er, und meidet feinere Zirkel. Erscheint er in diesen: so ist er äusserst furchtsam, schleicht in den Winkeln umher, drückt sich an den Wänden hin, und getrauet sich nicht den Leuten grade ins Gesicht zu sehen. Seine Stimme ist zitternd und unvernehmlich, und weil er das Bewußtseyn des Mangels am Verstande immer mit sich herum trägt: so wagt er es nicht den Mund zu öffnen, aus Furcht, etwas Einfältiges zu sagen. Eben dieses Bewußtseyn macht ihn demüthig, er fühlt im Verhältnisse mit Andern seine Kleinheit und Geringfügigkeit, und aus diesem Grunde ist er gegen jedermann übertrieben höflich, macht jedem, der vorüber geht, Platz, vor jedem, der ihn anredet, weicht er zurück,

und verbeugt sich tief und mit verschobenem Körper; wenn er antwortet, denn ohne veranlassende Fragen wird er es kaum wagen, zu reden: so geschiehts mit gesenktem Körper und Kopfe, niedergeschlagenen Augen, oder auch seitwärts gewandtem Gesichte; — alles Zeichen, die seinen innern Zustand, seine Furcht, seine Aengstlichkeit, seine Verwirrung verrathen." *)

Ich glaube, daß diese Schilderung der Einfalt, die man immer noch von der Dummheit, als eine Erlöschung der Seelenkräfte, oder wenigstens als Verminderung derselben, unterscheiden muß, hinreichend seyn wird, um nun die Regeln des Umganges mit dergleichen Menschen und ihren verschiedenen Arten nachfolgen zu lassen, um sich auch hier für die Societät gehörig zu orientiren. Sie sind folgende.

Man vertraue den Einfältigern sich nicht leicht an, wenn sie auch höher stehen, und unsere

---

*) Ueber das menschliche Herz, ein Beytrag zur Charakteristik der Menschheit. Erfurt 1734. 1 Band. S. 56. u. f. von Schack Hermann Ewald.

Vertraute seyn wollen; man eröffne ihnen kein Geheimniß; man sey umsichtig in der Unterhaltung mit ihnen. Wegen ihrer Kurzsichtigkeit sind es immer gefährliche Menschen ohne ihren Willen, da sie mit ihrer innern Lichtlosigkeit gemeiniglich eine erstaunliche Neigung zum Ausplaudern verbinden, und nicht leicht an sich halten können, auch sich wohl gar mit den ihnen anvertraueten Heimlichkeiten ein Ansehen in gesellschaftlichen Stunden geben wollen. — Unglücklicher Weise gesellt sich zu dieser Plaudersucht noch der Hang der meisten kurzsichtigen Leute, die Dinge und die Begebenheiten immer zu vergrößern, und zu übertreiben, wodurch sie sich und Andere in große Verlegenheiten verwickeln. Ihrer regellosen Phantasie, ihrer Einseitigkeit erscheinen die meisten Erzählungen durchaus anders, als dem gebildeten Menschen, welcher sie historisch zu würdigen und zu berechnen sucht, und das Richtscheit an ihre Wahrheit legt. — Der Einfältige glaubt gewöhnlich blindlings, und je seltsamer das Factum erscheint, desto seltsamer sucht er es nun zu stellen, — wodurch sie großen Schaden anrichten können. Eben deßhalb kann man im Um-

gange sich nicht ganz auf sie verlassen, weil sie sich so leicht dem Glauben an das Uebertriebene und Seltsame hingeben, gern etwas Unwahres hinzu dichten, und unsere Angelegenheiten ohne Schonung darinn verwickeln. — Ueberdieß wissen sie bey ihrer Beschränktheit selten unser Vertrauen zu würdigen und zu erkennen. Es ist immer eine Art Geschenk, wenn wir einem Andern unser ehrliches Herz aufschließen, und ihm dadurch unsre Freundschaft anbiethen. Der geistreiche und bessere Mensch weiß auch dieß sehr zu schätzen, und ist dankbar und verschwiegen; aber der Einfältige wirft die Perle von sich, und wird vielleicht um so eher unser Verräther, jemehr wir uns ihm entdeckt hatten.

Man mache sie aber auch nicht im Umgange zur Zielscheibe des Spottes, der Witzeley und Persiflage. Das vorhergehende Gemählde derer, welche die Beschränktheit ihrer Seelenvermögen einsehen und fühlen, sollte uns eher zum Mitleiden gegen sie, als zur Spötterey bewegen. Ihr Zustand ist wirklich traurig, und desto trauriger, wenn solche Leute sich selbst gar nicht zu heben, und in der Welt zu orientiren wissen.

Man würde über einen Blinden spotten, wenn man den Witz gegen sie richten wollte, man würde sie vollends zur Verzweiflung bringen, weil sie die Angriffe auf sie nicht, wenigstens nicht mit gleicher Fertigkeit, zurück zu geben verstehen, und selten auf den Beystand Anderer hierbey rechnen können. Sind es Menschen, die ihre eigene Ausbildung muthwillig vernachlässigt haben: so scheint der Scherz gegen sie verzeihlicher zu seyn, zumahl, wenn sie ihre Einfalt nicht zu fühlen scheinen, sondern wohl gar einen Werth auf ihr leeres Gehirn legen wollen. — Ueberhaupt aber bedenke man im Umgange mit alle dergleichen kurzsichtigen und schwachen Leuten, daß es besser ist, sie zu unterrichten und zu belehren, als zu bespötteln. Man wird dadurch oft ihre wärmste Dankbarkeit verdienen, und sie uns in einem Grade geneigt machen, der an Treue und Freundschaft grenzt.

Daher soll man auch in dem Verkehr mit ihnen ihre guten Seiten nicht übersehen. — Mit der Beschränktheit des Geistes, mit einer schwachen und langsamen Urtheilskraft, sind oft achtungswerthe Eigenschaften des Gemüths verbunden. Gut-

müthigkeit, Schonung, Herzlichkeit, Dienstfertigkeit, Mitleiden, Wohlthätigkeit finden wir bey weniger Aufgeklärten häufiger, als bey hellen und verschmitzten Köpfen. Das Gewühl der Leidenschaften, des Egoismus, des Stolzes ist vielleicht bey ihnen nicht so groß; sie werden weniger von der Intrigue und Cabale beherrscht, der Neid scheint sie weniger, als Andere zu verfolgen. Auch sagt Knigge sehr wahr: „es können nicht alle Menschen hohen erhabenen Geistesschwung haben, und die Welt würde auch sehr übel dabey fahren, wenn es also wäre. Es müssen mehr subalterne, als Herrschergenie's, unter den Erdensöhnen seyn, wenn nicht alle in ewiger Fehde mit einander leben sollen. — Daß ein gewisser höherer Grad von Tugend, zu welcher Kraft, Muth, Festigkeit oder feine Beurtheilungskraft gehört, nicht mit Schwäche des Geistes bestehen könne, das ist wohl freylich gewiß. Aber wenn im Ganzen nur das Gute geschieht, und die einfältigern Menschen zu diesem Guten sich die Hände führen lassen: so füllen sie ihren Platz nützlicher aus, als die überschwenglichen Genie's und die Feuerköpfe mit ihrem sich durchkreuzenden unaufhörlichen Wir-

ken und Streben *)." Das ist allerdings eine gute Eigenschaft vieler, weniger hellen, Köpfe, daß sie nicht zu vorschnell, nicht zu lebendig, wie jene, handeln und urtheilen, sondern ihr Raisonnement durch eine gewisse Bedächtlichkeit mehr reifen lassen. Sie nehmen auch in solchen Fällen gern Belehrung an, und dadurch wird ihr Umgang für uns selbst interessanter, weil unsere Ideen bey ihnen Eingang finden, statt, daß der sich klug Dünkende uns oft mit seinem Widerspruch unsanft genug von sich stößt. — Freylich nehme ich hier die Pinsel und Schreier aus, die wir in allen unsern geselligen Zirkeln erblicken, die mit einer lauten Impertinenz über Dinge entscheiden, welche sie gar nicht verstehen, und, aus Unwissenheit, Dinge vertheidigen, die gar keine Vertheidigung zulassen.

Bisweilen hält es jedoch schwer, beschränkte Köpfe zu belehren, wenn sie auf ihren vorgefaßten Meinungen mit Eigensinn beharren, und da

---

*) Umgang mit Menschen. I. Theil S. 193 u. f.

muß man ihnen im Umgange nicht mit gleichem Eigensinne entgegen wirken wollen, weil sie dieß nur erbittert und aufreizt, ohne ihren Verstand zu leiten. — Dagegen können sie in andern Fällen sehr freundliche und gefällige Menschen seyn, in den guten Ton der Gesellschaft leicht hineingehen, zur Unterhaltung beytragen, und sie durch ihr naives Wesen, welches oft selbst an der Schwäche hängt, befördern. Ich habe Menschen dieser Art gekannt, die hierin wirklich liebenswürdig waren, und es vielleicht bey einem höhern Grade der Geisteausbildung nicht mehr gewesen wären. Ihre Bescheidenheit, ihre Humanität, ihr ruhiger, freundlicher Ernst, und selbst ihr Verdienst hatten sich dadurch gebildet, daß sie nichts mehr seyn wollten, als was sie waren. Sie hatten ihre Natürlichkeit behalten, sie wollten durchaus nicht hervorherrschen, sondern lieber ihren Nebenmenschen, ohne einmahl Dank zu verlangen, nützlich seyn. Sie waren die edelsten Vaterlandsfreunde, die redlichsten Väter und Gatten, die treuesten Erzieher, die fleissigsten Gelehrten und die brauchbarsten Geschäftsmänner. — In ihrem Berufe sind dergleichen Leute ge-

wöhnlich sehr achtbar, ohne weit um sich zu sehen, und nach Ehre zu haschen, wodurch sie sich auch schon mehr zu ihrer Pflicht eignen. Treiben sie auch ihren Beruf etwas mechanisch und handwerksmäßig: so treiben sie ihn doch zum gemeinen Besten desto ehrlicher und sicherer. Man könnte sagen: daß eine gewisse Einfalt, oder ich will lieber sagen, Einfachheit, zu dem Geschäftsmanne gehört, und die größern Regenten haben diese ihre einfachen Arbeiter, wie z. B. Friedrich der Große, hellern Köpfen hierin vorgezogen, wie denn auch verständige Hausmütter lieber etwas einfältiges Gesinde, als verschmitztes haben wollen. — Das gemeine Leben, der alltägliche Gang der Dinge und der Geschäfte erfordert ohnehin schon eine gewisse Regelmäßigkeit und Pünctlichkeit, an welche sich größere und freyere Köpfe nicht so leicht gewöhnen. Ordnungsliebe trifft man überhaupt mehr bey mittelmäßigen und mechanischen Köpfen an, weil sie so sehr von einmahl angenommenen Normen abhängen; aber als nützliche Gewohnheitsmenschen gewiß unsre Achtung verdienen.

Ferner begegnet uns im Leben und im Umgange eine Menge zwar nicht einfältiger, aber doch solcher Menschen, die selbst, bey großen Kenntnissen, von oben erwähnter Weltklugheit keine Begriffe zu haben scheinen, und deßwegen im Umgange eine besondere Aufmerksamkeit und Behandlung verdienen. — In den Fächern, die sie studiert haben, in der Mechanik der Geschäfte, der Arbeiten und des Fleißes, in der Methode und Tactik ihres Berufs zeichnen sie sich aus, und gelangen darin sogar oft zu einer ungewöhnlichen Celebrität. Sie reden von ihren Studien mit wahrer Salbung, sie können sogar große Künstler und Mathematiker seyn; aber wenn sie Lebensklugheit zeigen und üben sollen, sind sie wahre Stümper, und begehen einen Mißgriff nach dem andern, oder machen sich durch ihre Unkunde in dem Weltlaufe wohl gar selbst unglücklich. — Sie kennen die Menschen nicht, sie nehmen die Dinge meistentheils nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn sollen, und verirren und verwikkeln sich dadurch selbst in dem alltäglichen und gewöhnlichen Leben, wozu doch nur etwas Bonsens gehört, auf die sonderbarste Weise.

So wie sie das Register und die Folge ihrer Kenntnisse und ihres Gedächtnisses gestellt haben: so soll, nach ihrer Meinung, auch der Weltlauf fortschreiten; so wie ihre Schlüsse und gelehrten Arbeiten ohne Unterbrechung auf einander folgen: so soll auch alles um sie her mechanische Regelmäßigkeit und Ordnung seyn, während sich doch im menschlichen Leben so vieles durchkreuzt, und dieses so selten unsern Wünschen entspricht! — Eben deßwegen stoßen Menschen dieser Art augenblicklich gegen Andere an, vergessen die Achtung gegen sie zur Unzeit, und bezeigen Andern Achtung, die keine verdienen. Sie berechnen nicht, wenn ein gefälliges Entgegenkommen ihnen im Umgange nützlich werden kann, wenn man aus Klugheit nachgeben muß, wenn Zeit, Ort und Gelegenheit es erfordern, den Eigenthümlichkeiten Anderer, besonders Höherer, ein Opfer zu bringen, oder sich aus bedenklichen Verhältnissen herauszuwickeln, wenn und wie man mit Schonung die Fehler Anderer richten soll, wenn und wie man selbst mit Kleingeistern, Pedanten und Querköpfen Geduld haben, oder ihnen ausbiegen muß. Kurz sie sind schlechte Arithmetiker in der

Lebens- und Umgangskunst, und ihr Mangel an Erfahrungen, und deren richtiger Benutzung verursacht, daß sie oft bey ungeheuren Kenntnissen dennoch mit unbegreiflicher Blindheit handeln.

Eigentlich müßten diese Menschen unter einer Art von Vormundschaft stehen, die für sie wirken und reden dürfte, — und gemeiniglich finden wir denn auch, daß sie glücklicherweise von dem Regimente ihrer Frauen oder Freundinnen abhängen. Glücklicherweise, sage ich, denn ohne diese würden sie sich noch unvorsichtiger in ihren Verhältnissen bewegen, noch inconsequenter handeln, noch häufiger gegen das äussere Leben und seine tausendfachen Seiten anlaufen. — Das andere Geschlecht hat in der Lebensklugheit vieles vor uns voraus. Ihr gesunder Verstand bildet sich richtigere Ansichten aller ihrer Umgebungen, und wenn die Frauen nicht von einer zärtlichen Leidenschaft irre geführt werden: so lassen sie sich seltener täuschen. Ihr ganzes Seyn und Wesen gebiethet ihnen auch durch sich selbst, Anstoß und

Verkehrtheiten im Handeln zu vermeiden, und ihr feiner Tact im Beobachten und Bemerken verfeinert auch zugleich ihre Menschenkenntniß. Sie berechnen mehr die Folgen und Zufälligkeiten der Dinge, als wir; sie denken sich leichter in mehrere Fälle hinein; sie sind umsichtiger, schlauer, gewandter, als der linkische Mann. Selbst das ihnen eigene Mißtrauen macht ihre Schritte bedächtiger, und unterhält ihre Lebensklugheit gleichsam in einem beständigen Getriebe. Sie geben meistentheils zur rechten Zeit nach, sie legen, wenn es auf Vorsicht und Planmäßigkeit ankommt, ihre Worte, selbst bey ihrer Redseligkeit, mehr auf die Wage, und die Uebereilungen aller Art sind bey ihnen seltener, als bey uns. — Da sie nicht immer so grade hin handeln und reden dürfen: so müssen sie sich, um zu ihren Zwekken zu gelangen, mehrerer Wendungen und Geschicklichkeiten bedienen, wodurch sie wiederum in der Tactik und Feinheit des Lebens und der Societät geübt werden. Haben sie einen Mißgriff begangen: so ist dieß für ihr stilleres Gefühl eine Lection auf das ganze Leben hinaus; sie werden ihn entweder nicht wieder, oder auf eine schlauere

Art begehen, anstatt daß unser Geschlecht mit einer gewissen Plumpheit in seinen Thorheiten, wer weiß wie lange, fortfahren kann.

Genug, die Frauen sind in der Lebensklugheit unsere besten Lehrerinnen, und die Männer, besonders die Wissenschaftsmänner, thun am besten, ihren Gattinnen dieses Departement anzuvertrauen, und sie fleißig zu berathen, wie sie sich selbst in die vieleckige Welt und in die Menschen schicken, und sich in Verlegenheiten benehmen sollen. — Selbst die größten und hellsten Köpfe haben sich des Rathes weltkluger Weiber mit großem Vortheile bedient. Einer unserer aufgeklärtesten Fürsten that keinen Schritt, besonders in der Staatskunst, ohne vorher die Stimme seiner scharfsehenden Freundinn zu hören, und Peter der Große wäre ohne den schlauen Rath seiner Gemahlinn Catharina am Pruth mit seinem ganzen Heere verloren gewesen *). — Da sich die

*) Der russische Kaiser war in der Moldau bis an den Pruth vorgedrungen, als er sich auf einmahl von einem türkischen Heere von 250,000 Mann umzingelt sah. Man hatte ihm alle Verstärkungen abgeschnitten, die Lebensmittel fehlten, und er hatte

Frauen in ihrem Hauswesen gewöhnen müssen, eine Menge Kleinigkeiten zu berücksichtigen: so kommen sie selbst durch diesen Umstand dahin, nichts, selbst das Unbedeutende nicht leicht zu übersehen, oder in der Lebensklugheit etwas zu verabsäumen. Darin sind wir nicht so genau, nicht so pünctlich, wie sie, ob uns gleich auch hierin die Klugheit leiten müßte. Es giebt im Umgange mit Andern tausend Kleinigkeiten, die

---

dieser ungeheuren Uebermacht kaum 40,000 Mann entgegen zu stellen. Peter gerieth in Verzweiflung, und versank in einen Gemüthskummer, der ihm sogar Convulsionen zuzog. In dieser schrecklichen Lage verboth er allen, ohne Ausnahme, den Eingang in sein Zelt, selbst seiner Gemahlinn. Aber Catharina hatte Muth genug, diesem Befehle entgegen zu handeln, sie bewog den Kaiser, sich mit dem Großvezir in Unterhandlungen einzulassen, und ihn nebst den übrigen türkischen Oberfeldherren durch Geschenke zu gewinnen. Sie selbst opferte alle ihre Juwelen auf, andere Kostbarkeiten wurden hinzu gethan, alle Ducaten im russischen Heere aufgesammelt, und so das Geschenk durch einen schlauen Abgesandten fortgeschickt. Der Streich gelang, und der Kaiser wurde dadurch mit seinem ganzem Heere vom Untergange gerettet.

wir nicht übersehen dürfen, wenn wir nicht anstoßen wollen. Selbst der Wohlstand und der gute Ton hängt zum Theil davon ab, und wir beleidigen oft unwillkürlich andere Menschen, weil wir ihre Abhängigkeit von dergleichen Unbedeutendheiten nicht genug beachten. Sehr viele Leute sind Sclaven derselben, so wie es überhaupt viel mehr kleine Geister, als gute Köpfe giebt. Man muß daher jene wegen ihrer vielen Ecken, Schwächen und Micrologien mehr, als diese, studieren, um in Umgange unser Leben gegen den Einfluß so vieler Schwachköpfe zu sichern.

Mit Menschen, denen die Weltklugheit fehlt, ist überhaupt ein sehr vorsichtiger Umgang nöthig, damit sie uns nicht in ihre Unbesonnenheiten verwickeln, in ihre eigenen Verlegenheiten hinein ziehen, und unsre Hülfe auf eine linkische oder furchtsame Art mißbrauchen, oder wohl gar unser Vertrauen verrathen. Wir müssen daher genau Acht geben, wo und wenn ihr Mangel an Lebensklugheit am stärksten und gefährlichsten ist, worin sie dabey am meisten fehlen, welches ihre vorzüglichsten Charakterschwächen sind, und

wie sie sich dabey am leichtesten zu vergessen pflegen. — Da müssen wir ihnen ausweichen, oder durch unser eigenes vorsichtiges Betragen und unsern gutgemeinten, nicht hart ausgesprochenen Rath zu erkennen geben, wie sie sich selbst in der Societät weltklug und umsichtig benehmen sollen. In Kleinigkeiten, in einzelnen Vernachlässigungen der äussern Sitte, oder des freien Urtheils muß man ihnen Schonung widerfahren lassen, denn es wäre z. B. lächerlich, einem an sich verdienstvollen Manne es übel zu deuten, wenn er, aus Mangel an Klugheit, in seinen Scherzen nicht behutsam genug ist, und in seiner Jovialität nicht daran denkt, ob er vielleicht hier und da ein zu keusches Ohr beleidigt; ob es gleich auch zur Klugheit des Umganges und der feinen Sitte gehört, keinen Anstoß zu geben, und besonders, aus Achtung gegen das schöne Geschlecht, in seiner Gegenwart den sinnlichen Witz zu bezähmen.

Hier müßten nun auch noch einige Regeln des Umganges im Verkehr mit den Genie's folgen, weil man grade ihnen von jeher den Mangel an Lebens- und Weltklugheit zum Vorwurfe gemacht hat. Aber da es deren in der That so

äusserst wenige giebt, die man wahrhaft geniale Köpfe nennen kann: so darf ich diesen Punct übergehen. — Derer, die es seyn wollen, giebt es freilich unzählige. Mit diesen ist aber der Umgang nicht sehr schwer, weil sie sich sogleich, ohne Rückhalt in ihrer ganzen Form, ankündigen, und es uns meistentheils überlassen, wie wir sie nehmen wollen. Sie reden ja ohnehin fast stets allein, sie lesen und declamiren uns so lange vor, bis wir einschlafen. Sie schwatzen bald in Versen bald in einer überspannten Prosa, und sind überglücklich, wenn sie nur allein schwatzen dürfen. Man stöhre sie in dieser ihrer Selbstbewunderung nicht, man gönne ihnen die elende Rolle des Witzlinges. „Man muß dieß Gewäsch, sagt La Bruyere, gleichsam als ein nothwendiges Uebel zulassen.“ In einer andern Stelle drückt er sich noch kräftiger über dieses Völklein aus: „L'on marche sur les mauvais plaisans; et il pleut par tout pays de cette sorte d'insectes.“ *).

Von dergleichen Menschen und ihren Verwandten, den Enthusiasten, Ueberspannten und

*) De la conversation.

Romanhaften, denen es allen an Weltklugheit gebricht, sagt Knigge folgende sehr wahre Worte. „Sie leben und weben in einer Atmosphäre von Phantasien, wie ein Fisch im nassen Elemente, und sind geschworne Feinde der kalten Ueberlegung. Modelectüre, Romane, Schauspiele, geheime Verbindungen, Mangel an gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und Müssiggang stimmen einen großen Theil unserer heutigen Jugend auf diesen Ton. Man trifft aber auch Schwärmer mit grauen Köpfen an. Sie streben ohne Unterlaß nach dem Ausserordentlichen und Uebernatürlichen; verachten das nahe liegende Gute, um nach fernen Erscheinungen zu greifen; versäumen das Nöthige und Nützliche, um Plane für das Entbehrliche zu machen; legen die Hände in den Schoß, wo es Pflicht wäre, zu wirken, um sich in Händel zu mischen, die sie nichts angehen; reformiren die Welt, und vernachlässigen ihre häuslichen Geschäfte; finden das Wichtigste zu klein und das Abgeschmackteste erhaben; verstehen das Deutlichste nicht und predigen das Unbegreifliche. Vergebens stellst du ihnen die Gründe der gesunden Vernunft vor; sie werden dich wie einen

gemeinen Menschen ohne Gefühl, ohne Sinn für das Große, verachten, Mitleiden mit deiner Weisheit haben, und sich lieber an ein Paar andere Narren von ähnlichem Schwunge anschließen, die in ihren Unsinn einstimmen. Ist dirs also darum zu thun, einen solchen Schwärmer von etwas zu überzeugen, oder auch nur irgend in Ansehn bey ihm zu stehen: so müssen deine Gespräche warm und feurig seyn, und du mußt mit eben so viel Enthusiasmus der gesunden Vernunft das Wort reden, als womit er die Sache seiner Thorheit verficht. Selten aber richtet man überhaupt etwas mit solchen Menschen aus, und es ist am besten gethan, der Zeit ihre Kur zu überlassen. — Kraftgenies lasse man laufen, so lange sie sich nicht gänzlich zum Einsperren qualificiren. Die Erde ist so groß, daß eine Menge Narren neben einander Platz darauf haben *)."

Der Mangel an **Weltklugheit** zeigt sich besonders bey denjenigen Menschen, welche von

*) Umgang mit Menschen. I. Theil. S. 205 u. f.

einem arithmetischen Eigennutz beherrscht werden. Indem sie nur immer darauf hinsehen, und nur immer für sich rechnen und haushalten, vergessen sie, was sie Andern schuldig sind, und wie man sich klüglich in das feinere Leben schikken müsse. — Der Eigennutz ist vielleicht noch blinder, als die Liebe, und man hätte ihn, wie diese, mit verbundenen Augen abbilden sollen. Wenn er auch bisweilen schlau genug ist, sich zu verstecken, um gehoffte Vortheile zu vergrößern: so kann er doch augenblickliche Fehler gegen die Umsicht begehen, und wegen eines kleinen Gewinnstes die ersten Regeln der Behutsamkeit, und selbst des guten Tons, beleidigen. — Diese Mißgriffe fallen uns vornehmlich bey verdienstvollen Männern und hochgeschätzten Frauen auf, so daß wir es kaum begreifen können, wie so viel Ausbildung des Geistes, so viel Liebenswürdigkeit des Charakters, — mit so viel oft wirklich gemeiner Habsucht zusammen treffen kann. — Der Geiz ist nun vollends die Antithese aller Lebensklugheit, weil er, vermöge seiner innern Natur, nur sich und durchaus nicht der Societät lebt, sondern diese, wo er nur kann,

zu seinen Absichten mißbraucht. Da er alles verachtet und wegwirft, was ihm nicht dient und nützt, was seine Kasten nicht füllt, und seinem Interesse entgegen kommt: so kennt er keine Regeln der Schonung, der Lebensart, der Aufmerksamkeit auf die Stände des Lebens, der Bescheidenheit und Zurückhaltung; er erstürmt, oder erschleicht sein Ziel oft auf eine gleich linkische Art, und er bekümmert sich wenig darum, ob er, um eine Kleinigkeit zu gewinnen, anstößt oder nicht.

---

5. Mit schwachen Gemüthern, mit weichlichen, schlaffen, kleinmüthigen und verzagten Leuten.

Ausserdem giebt es noch andere Menschen, die, wenn es ihnen auch nicht an Kenntnissen und Geschicklichkeiten fehlt, doch von einer Schwäche des Gemüths und Charakters beherrscht werden, die oft noch bedaurenswürdiger, als der Mangel an Weltklugheit ist. — Die Gemüthsschwächen sind

in der That zahllos, und der Mensch erscheint hier meistentheils in seiner ganzen Kleinheit und Hinfälligkeit, selbst bey ausgezeichneten Talenten. — Unentschlossenheit und Verzagtheit, unnöthige Furchtsamkeit, zu viel Hinneigung, Vertrauen und Offenherzigkeit gegen Andere, oder auch zu leicht gereiztes Mißtrauen gegen sie, zu große Gutmüthigkeit, Weichherzigkeit, Mangel an Selbstbeherrschung und Kraftlosigkeit, seinen Sinnen zu gebiethen, Unlust zum Arbeiten, Trägheit, Eitelkeit, Empfindlichkeit, Empfindeley und Schwärmerey, Unbeständigkeit, zu viel Nachgiebigkeit, Geduld oder Ungeduld, Leichtsinn, Geneigtheit zum Zorn, zur bösen Laune, zu Verunglimpfungen Anderer, oder auch Geneigtheit, sich von Andern blindlings leiten und wenden zu lassen, — alles dieß und so viel andere Erscheinungen des Charakters, sind Kennzeichen menschlicher Gemüthsschwachheit, und wir müssen uns auch hierin im Umgange mit Andern gehörig zu orientiren wissen, wenn wir nicht mit uns selbst und unsern Nebenmenschen in Streit gerathen und unzählige Mißgriffe begehen wollen. Ich werde hier und im Folgenden nur einige Arten

zu wacher Gemüther berühren; denn sie alle zu beschreiben, würde ein eignes Werk erfordern.

Zunächst treffen wir im Umgange mit der Welt eine gar große Menge schwacher Aeltern an. Wir sehen Väter und Mütter, selbst von vortrefflichen Eigenschaften und heller Urtheilskraft, die ihren Kindern nichts abschlagen können, die Thorheiten derselben nicht zu bemerken scheinen, nicht bemerken wollen, und geflissentlich ihre Aufmerksamkeit davon abwenden, oder sie wohl gar entschuldigen. Sie erfüllen nicht nur alle Wünsche ihrer Lieblinge, sondern kommen ihnen hierbey noch selbst zuvor, und erzeugen dadurch in ihnen immer neue und größere Forderungen. Sie sind oft so schwach, daß sie dem Trotze der Kinder furchtsam ausweichen, ihren Widerstand und Widerspruch stillschweigend anhören, und wenn sie einmahl eine gerechte Entschlossenheit gezeigt hatten, das wüste Kindervolk hinterher wohl gar um Verzeihung bitten. Sie sehen in ihren Kindern nichts als Liebenswürdigkeiten, während Andere über diese junge Brut erröthen, oder die Blindheit solcher Eltern bemitleiden. Ich habe einen schwachen Vater gekannt, welcher zwar nicht so ganz

blind bey den Verkehrtheiten seiner Kinder war; aber dabey durchaus keinen Muth hatte, sie selbst zu bestrafen, sondern in dieser Schwäche mehrmahls seine Freunde und Bekannte bat, an seiner Statt die Strafe vorzunehmen.

In solchen Häusern hat der bessere Umgang wirklich etwas Beschwerliches und Ungenießbares, weil die Ungezogenheit der Kinder den regelmäßigen, geselligen Ton, und den Wohlstand selbst so leicht unterbricht, und es für jeden verständigern und ruhigen Menschen eine höchst unangenehme Empfindung ist, neben so schwachen Aeltern und so verschrobenen Kindern zu stehen, oder zu bemerken, wie die Zurechtweisungen der Erstern, die sie oft nur der fremden Gesellschaft wegen annehmen, so trotzig von der verwöhnten Jugend beantwortet werden; — eben so wenig, als die Unterhaltung angenehm seyn kann, wenn andere, aber vielleicht eben so schwache Aeltern immer mit den Kindern zanken, welches nicht nöthig seyn würde, wenn sie dieselben nicht schon früher verwöhnt und verzärtelt hätten. — Das vorlaute, ungestüme, hastige Wesen so vieler jungen Leute im Umgange ist gewöhnlich die Folge einer

schwachen Erziehung und schwacher Aeltern, und diese haben es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn ihre Häuser, der schlaffen Kinderzucht wegen, selbst von ihren Freunden und Bekannten wenig besucht werden.

Kleinmuth, Furchtsamkeit und Verzagtheit könnte überhaupt eine Art Seelenkrankheit genannt werden, weil sie wirklich unsre Thatkraft lähmt, unsere Urtheilskraft verwirrt, und da, wo sie handeln und wirken sollte, sich einer schlaffen Trägheit hingiebt. — Leute dieser Gattung sind sich selbst nicht mehr treu; sie haben den Glauben an sich und das bessere Schicksal aufgegeben, und sehen nun überall Gespenster, Ungeheuer und Anarchie um sich her, ohne die Einsprache der gesunden Vernunft, der Hoffnung und des muthigen Gefühls hören zu wollen. — Sie zweifeln selbst bey entschiedenen, tröstlichen Begebenheiten an der Wahrheit derselben, fürchten immer das Schlimmste und äussern überall eine Peinlichkeit, als ob sie jeden Augenblick in einen Abgrund versinken sollen. Solche Menschen sind sehr zu be-

dauern. Gemeiniglich ist ihr Zustand eine wirklich angeborene Muthlosigkeit, auch wohl Kurzsichtigkeit, oder Mangel an Gewandtheit, sich in den Verwickelungen der Dinge gehörig zu orientiren, und sie unbefangen und mit Ruhe zu deuten. Dadurch entgeht ihnen dann die Kraft, **richtig** zu sehen und fest zu stehen, oder dem Paroxismus ihrer Aengstlichkeit entgegen zu arbeiten *). — Denn oft ist der Zustand ihres Ge-

---

*) Die Wirkungen dieser Furcht, und ihre Natur überhaupt, zeigt sich oft in den sonderbarsten Erscheinungen, so daß **Montaign** sehr naiv sagt: er fürchte nichts so sehr als die Furcht. Ich führe aus seinen Essais folgende Stelle an. Als der Herzog von Bourbon (1257) Rom einnahm, wurde ein Fähndrich, der mit unter der Besatzung in der Petersburg war, bey dem ersten Lärmen von dem größesten Schrecken befallen. Denn er sprang durch eine von dem feindlichen Geschütze gemachte Oeffnung, mit der Fahne in der Hand, aus der Stadt, gerade unter die Feinde, in der Meinung, daß er dem Innern der Stadt selbst zuliefe. Da er aber des Herzogs von Bourbon Leute erblickte, welche jetzt einen Ausfall der Belagerten vermutheten, und sich zur Gegenwehr stellten, besann er sich endlich, kehrte um, und eilte durch eben die Oeffnung, durch wel-

müths wirklich fieberhaft, oder nähert sich sogar einem Delirium, worin sich der Mensch gar nicht mehr besinnen kann. Ein philosophischer englischer Schriftsteller *) sagt sehr wahr: „von allen Hindernissen, die uns im Wege stehen, wenn wir bereit sind, recht zu handeln, wirkt keine so mächtig, als die Furcht. Andere Leidenschaften betrügen uns, oder ziehen uns von unserm Wege ab; aber diese hält uns auf einmal auf, — so wie die Furchtsamkeit des Temperaments so sehr als irgend eine unserer Eigenschaften von unserer Organisation abhängt; denn wo ein starkes, dauerhaftes, physisches System ist, da ist sie leicht erworben. Aber wenn die Nerven schwach und

---

che er mehr als dreyhundert Schritte blindlings in das Feld gelaufen war, wieder in die Stadt zurück. In eben den Memoiren des du Bellay erzählt dieser Verfasser von jener Belagerung Roms noch ein anderes Beyspiel der Furchtsamkeit. Ein Edelmann, welcher sich im Gefolge dieses Generals befand, stürzte vor Schrecken bey der Bresche todt nieder, ohne die mindeste Wunde zu haben, denn er ließ ihn besichtigen.

*) E. Search das Licht der Natur. 2ter Band in der Abhandlung vom Muthe.

sehr empfindlich sind: so gerathen sie augenblicklich in Schwingungen, wodurch die Seele ausser ihren Angeln geworfen, und ausser sich gesetzt wird. Auch selbst die Veränderungen in der Disposition des Körpers äussern hier ihren Einfluß. Das Alter schlägt die Geister nieder; die Tapferkeit hat ihre Ebbe und Fluth, und gewisse Krankheiheiten bringen ein mechanisches Schrecken über die Imagination." u. s. w.

Die Kleinmüthigkeit ist aber auch oft die Folge einer Reihe unangenehmer und widriger Erfahrungen, die nach und nach unsern Muth geschwächt, unsre Entschlossenheit entwaffnet und unser Gemüth überhaupt niedergeworfen haben. Wenn wir uns in einer Lage befinden, wo uns nichts glücken will, wo unsre besten Absichten verkannt und gemißdeutet werden; wenn wir uns in Andern, und selbst in unsern Freunden gröblich geirrt hatten; wenn man unsre Gutmüthigkeit mißbrauchte, unsre Dienstfertigkeit und Ehrlichkeit mit Undank belohnte; wenn eine widrige Zeit augenblicklich unangenehme Wechsel der Dinge herbey führt, und ein gegenseitiges Mißtrauen alle Gemüther beherrscht; wenn wir selbst die schuldlose Freyheit im Denken und Reden

mit Gefahren umgeben sehen; wenn man Ursache hat, immer noch etwas Schlimmeres als das Schlimme fürchten zu müssen: — so ist es wohl unausbleiblich, daß der Muth sinkt, und eine oft sogar nöthige Furchtsamkeit, als Regel der Vorsicht, an seine Stelle tritt. — Wir sehen diese Erscheinung oft selbst bey den kräftigsten Gemüthern, und auf eine Art, welche der Verzagtheit der schwächsten Alltagscharaktere gleicht, und ihnen alle Entschlossenheit nimmt. Die Sache ist sehr natürlich. Das bevorstehende Uebel kann uns leicht selbst treffen, und da die Furchtsamkeit eine lebendigere Leidenschaft, als die Hoffnung ist, und wir durch diese unendlich oft getäuscht werden: so wird sie von jener auch leicht besiegt, oder doch sehr geschwächt, zumahl, wenn wir uns angewöhnt haben, das mögliche oder wirkliche Uebel in unserer Einbildung zu vergrößern und zu übertreiben, oder es uns auch näher zu denken, als es wirklich ist. Es giebt viele Menschen, die bey den kleinsten Anzeigen eines kommenden Uebels sogleich alle Hoffnungen sinken lassen. Es sind entweder Weichlinge, die keine unangenehme Stunde zu ertragen wissen, oder Kurzsichtige,

die das Kommende nicht richtig abzumessen und zu deuten verstehen, sich also in den Wechsel der Begebenheiten nicht orientiren können; oder Gemüthskranke, die an und durch sich selbst sogar in bessern Zeiten immer hoffnungslos sind, und gar nichts Gutes mehr von der nahen und fernen Zukunft erwarten.

Fast sollte man diesen Kleingläubigen einen Theil von jenem Leichtsinne wünschen, mit dem sich Andere gar gemächlich zu trösten wissen, wenn die Welt auch noch so schwarze Formen angenommen hat. Sie sehen mit einer Art von Jovialität über das Unangenehme hinaus, haschen augenblicklich, selbst in der allgemeinen Noth, nach fröhlichen Momenten, und scheinen die Furcht nicht zu kennen, — nicht aus Seelenstärke und innerer Kraft, dem Uebel mit Ernste zu begegnen, sondern aus Flatterhaftigkeit, welche den unangenehmen Eindrücken auszuweichen sucht, oder durch Zerstreuungen zu entfernen weiß. Mit einem unwilligen Ausdrucke, oder auch wohl einem kräftigen Fluche über böse Zeiten und Menschen sind sie fertig, und gehen dann sogleich wiederum in ihre fröhliche, gaukelnde Stimmung über.

Da Kleinmüthige und Verzagte wie Kranke zu betrachten sind: so müssen wir mit ihnen zart, behutsam und säuberlich umgehen, und ihnen den Muth, die Entschlossenheit und Energie nicht aufzudringen suchen; dieß würde doch zu nichts helfen, sondern das Uebel der einwohnenden Schwäche nur noch ärger machen. — Das was mehr auf solche Gemüther zu wirken pflegt, ist, daß wir in unserm eigenen Benehmen Muth, Hoffnung und Entschlossenheit zeigen, und dadurch den Rest ihrer Kraft wieder aufzuwecken und zu beleben suchen. Denn es ist eine Erfahrung, daß der Verzagte sich gern an einen Stärkern anschließt, um nicht ganz zu sinken, und daß er sich dadurch tröstet, wenn er in Andern noch Hoffnungen wahrnimmt, — weil die Furchtsamkeit für ihn selbst ein peinlicher Zustand ist, aus dem er sich gern heraus winden möchte. Wir bemerken überall, wie Kleinmüthige bey trüben Aussichten kräftige Männer aufsuchen, und wie ein einziger besonnener, feststehender Geist eine ganze Gemeinde selbst befestigt, fast so wie ein tapferer Feldherr seinem ganzen Heere Muth einzuflößen pflegt. Der Muth hat auch an sich eine solche

Würde und Größe, wenn er nicht Tollkühnheit, sondern mit Umsicht und Ueberlegung verbundene Willensstärke ist, daß er uns mit einer Art von Zauberkraft an sich zieht, und daß wir ihm unsere Bewunderung und unsern Beyfall nicht versagen können, wenn er auch mit andern Charakterschwächen verbunden seyn sollte.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß furchtsame Menschen gemeiniglich auch religiös sind, eben aus dem obigen Grunde, weil sie eine Stüzze in der Noth suchen, sey es auch selbst das Unsichtbare, woran sie sich halten können. Weßhalb wir auch bey dem andern Geschlechte mehr Religiosität, als bey dem unsrigen antreffen, ob sie gleich in höher gebildeten und edlern Frauen noch aus andern reinern Grundsätzen, als aus dem Gefühl der Schwäche, hervorgeht. — Der Furchtsame ist daher in seiner Verzagtheit und Aengstlichkeit nicht leichter und zugleich sittlicher aufzuhalten, als durch die Hinweisungen an eine höhere, unsichtbare Macht, welche augenblicklich, und zwar immer nach der höchsten Regelmäßigkeit, oft ganz unerwartet, den Zeiten und unserm eigenen finstern Geschick eine andere Wen=

dung geben kann. — Diese Betrachtungen sind schon an sich vollkommen rational und herzstärkend, und wirken daher auf alle gutgeartete Gemüther desto sicherer, weil der ewige Kreislauf der Dinge es beweist, daß Glück und Unglück wechseln, aber immer unter der Aufsicht einer weisen Vorsehung, und immer zum allgemeinen Besten der Menschheit. — Der Starke bedarf dieses Trostes so gut, wie der Schwache, weil der Stärkere und Muthigere dem Strome der Zeiten so wenig, wie jener, gebiethen kann, sondern ihn, wie alle Menschen ohne Unterschied, unterworfen bleibt. Ohne den Glauben an eine höhere Weltregierung müßten die Menschen täglich verzagen, weil die Uebel, die uns treffen können, zahllos sind, und der Mensch in den Labyrinthen des Lebens so oft keine Auswege siehet.

Wir haben in der That bey der Kurzsichtigkeit des menschlichen Geistes, in den Verbindungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kein heilsameres Stärkungsmittel in den Drangsalen des Lebens, — als diesen Glauben. Er ist die Ehre der Vernunft, der Sittlichkeit und

der Würde des Menschen; er ist das Höchste, was ihm neben seinem Verstande gegeben wurde, — ja, etwas noch Höheres, als die Vernunft, weil er uns auch noch da umfassen, stärken und beruhigen muß, wo die Vernunft, bey widerstreitenden Erfahrungen und verworrenen Begebenheiten, sich nicht zu orientiren weiß. Es giebt tausend Dinge und Vorfälle in dem menschlichen Leben, die wir uns auf lange Zeiten, und vielleicht auf eine ganze Ewigkeit hinaus, nicht erklären können; wo das Glück sich für die schlechteste Classe von Menschen erklärt; wo der bessere Mensch bey seinen edelsten Absichten gemißhandelt wird; wo die Einfalt siegt, und die Plane der höchsten Klugheit scheitern; wo wir ohne Schuld die herbesten Schmerzen und Verfolgungen ertragen müssen, — da muß uns jener Glaube zur Seite stehen, wenn selbst der Stärkste nicht verzweifeln soll; da muß er unser Herz in seiner Kraft fest halten, unsre sinkenden Hoffnungen beleben, neues Licht in die Nacht unseres Lebens senden, und, als der heiligste Schutzgeist unseres Gemüths, uns über die arge Zeit, so wie über alles Irdische, siegend erheben.

Es ist auffallend, wie eine höhere Verfeinerung des Gemüths die Menschen oft kleinmüthiger, als die ganz gewöhnlichen alltäglichen Naturkinder, zu machen pflegt. Wir finden unter Gebildeten gewiß mehr Verzagte, als unter den niedern Ständen des Lebens, weil unter diesen mehr Glauben, sey es auch nur mechanischer, an die Vorsehung herrscht. Aber auch noch aus andern Gründen. Der natürlich gebliebene, weniger ausgebildete, und weniger verfeinerte Mensch ist durch das Vielwissen, durch das Vieldeuteln, und das Vielgenießen nicht so in seiner innern Kraft getheilt und gelähmt worden, als der Culturmensch. Jener sieht daher die Dinge mit unverwandterm Auge an. Er wird von ihnen nicht so scharf berührt, wie dieser. Die Menge von bittern Erfahrungen, die der feiner Gebildete bey seiner Empfindlichkeit macht, fehlt ihm, und er ist daher auch in Ertragung des Unangenehmen freyer, muthiger, und weniger Egoist geblieben. Er macht keine Ansprüche, daß das Schicksal ihn besonders günstig behandeln, und ihm hierin Vorzüge einräumen solle. Er denkt immer: ich bin ein Mensch, und bin dem mensch-

lichen Geschick unterworfen! Er klügelt also weniger über die Wege des Schicksals; er nimmt sie, wie sie kommen, und verirrt sich nicht in den leidigen Zweifeln über eine Weltordnung, die sich grade den Vernünftlern am meisten aufdringen. — Durch alle diese Richtungen und Befestigungen seines Charakters und seiner Denkweise lebt er gleichsam in den Stürmen der Zeit sicherer, ruhiger und unbefangener, als der vielseitigere, reizbarere, klügelnde, aber oft desto kleingläubigere Culturmensch, mitten in dem Glauben an seine Weisheit und seine Verdienste, lebt.

So finden wir selbst unter den Wilden und den barbarischen Nationen einen Muth, eine Entschlossenheit, eine Verachtung des Schmerzes, einen Stoicismus hierin, welcher allen Glauben übersteigen würde, wenn er nicht durch die Wahrheit der Geschichte bewiesen wäre — eine Erscheinung, die sich meistentheils aus dem hohen, noch ungeschwächten, Gefühle der Selbstkraft, sey es auch nur der körperlichen Stärke, oder auch aus dem Stolze des Naturmenschen erklären läßt. —

Man erzählt von einem Wilden, den die Engländer als Scharfrichter bey der Hinrichtung einiger Verbrecher gebrauchen wollten, daß er sich den rechten Arm zerschmettert, und nun höhnisch gefragt habe: ob er nun wohl zu einem solchen Ehrenamte noch geschickt sey? Wenn die amerikanischen Wilden von ihren Feinden gefangen werden, und ihrem grausamsten Martertode entgegen sehen müssen, bleiben sie dennoch gutes Muths, und verhöhnen sogar ihre Peiniger auf die schnödeste Art in der jammervollsten Todesstunde. Montaigne führt in dem Capitel des Canibales *) eine Stelle aus dem Kriegsliede eines solchen Menschenfressers, gegen seine Feinde, an, welches in der Uebersezzung so lautet: „Kommt nur alle keck heran! versammelt euch, um mich zu verzehren! ihr werdet zugleich eure Aeltern und Großältern mit verschlingen. Diese Muskeln, diese Adern, dieses Fleisch stammt von euch, ihr Thoren. Ihr wißt es nicht, daß die Masse von den Gliedern eurer Vorfahren noch darin eingeschlossen ist! Kostet sie nur recht,

*) Liv. I. c. 30.

ihr werdet euer eigenes Fleisch schmecken!" — Ein anderes merkwürdiges Beyspiel der Standhaftigkeit und Verachtung des Schmerzes finden wir in der Entdeckungsgeschichte von Amerika. Als die Stadt Mexico von den Spaniern nach einem langen Kampfe erobert wurde, entfloh der Kaiser Guatimozin mit seinem Minister und seinen Schätzen, welche sie an einer gewissen Stelle in einen See versenkten. Die raubsüchtigen Spanier hatten davon Nachricht erhalten, der Kaiser wurde mit seinem Minister gefangen, und nun wollte man ihr Bekenntniß, wo sie die Kostbarkeiten versenkt, durch die Folter erpressen. Guatimozin ertrug alle Qualen, welche die sinnreiche Grausamkeit seiner Henker zu erfinden wußte, mit bewundernswürdiger Festigkeit des Gemüths. Sein Minister ahmte zwar diesem Beyspiele nach; aber da man ihm gar zu unmenschlich zusetzte, — man sagt, daß sie über glühende Kohlen auf einen Rost gelegt wurden, — entfuhr ihm ein lauter Schrey, wobey er die Augen auf seinen Herrn warf, als wenn er ihn um Erlaubniß bitten wollte, das Geheimniß zu entdecken. Guatimozin verstand den

Blick, und sagte mit großer Gelassenheit: „liege ich denn etwa hier auf Rosen *)?"

6. Mit Empfindlern und Empfindlerinnen.

Ich hätte diese Art Leute freylich schon in der vorhergehenden Abtheilung berühren können, da sie allerdings mit zu den schlaffen, weichlichen und schwachen Gemüthern gehören; allein weil sie noch einige andere Haupteigenheiten und Sonderbarkeiten an sich tragen: so will ich ihnen einen eigenen Abschnitt widmen. — Die Empfindeley will alles tiefer, inniger und lebendiger empfinden, als Andere, oder stellt sich wenigstens so, als ob ihr eine größere Fülle und Wärme des Gefühls von der Natur mitgetheilt sey. Daher ihre überlauten Ausbrüche der Freude, ihre Entzückungen und Ecstasen, ihre convulsivische

*) J. H. Campe's Entdeckung von Amerika. 2ter Theil. S. 361 u. f.

Mimik, ihr Herzklopfen bey noch so kleinen angenehmen Vorfällen; ihr Aufjauchzen bey den Erzählungen derselben; ihre heissen Umarmungen, wenn sie einen Freund oder eine Freundinn nach einer stundenlangen Abwesenheit wieder sehen; ihr Verhätscheln des Freundes oder der Freundinn selbst, welche eben jetzt zu ihren süßen Auserwählten gehört; ihre oft so kindische Thierliebe; ihre Luftsprünge bey den kleinsten Hoffnungen; ihr Jubel beym Aufblühen eines Blümchens; ihr religiös scheinendes, von Thränen begleitetes Anschauen des aufgehenden Mondes, und ihre Küsse, welche sie ihm, als einem Aufenthalte der Seligen, zuwerfen. — Oder daher auch ihre Wehmuth bey sehr unbedeutenden Uebeln; ihre affectirte Kränklichkeit; ihr Schmachten nach einem bessern Leben, wobey sie es doch selten ernstlich meynen; ihre ganze weinerliche Stimmung, welche oft sogar durch den Ton der Freude, durch Musik und Gesang in ihnen geweckt wird; ihre Niedergeschlagenheit, ihre Seufzer, ihre Wetterlaune, wenn nicht alles zu ihren thörigten Wünschen stimmen will; ihr abwechselnder Hang zur Schwermuth, — und wie alle diese Erscheinungen einer verzärtelten, ver-

wöhnten und sich selbst geschwächten Natur heissen mögen. —

Ein scharfsehender Menschenkenner *), welcher zuerst diese Charaktere genauer ins Auge faßte und psychologisch sehr richtig schilderte, stellt die Empfindsamkeit als etwas Edles, Großes und Humanes, und die Empfindeley, ihr Gegentheil, als etwas Kleinliches, Erborgtes und Lächerliches in den schneidendsten Antithesen auf. Beide unterscheiden sich nach den Ansichten dieses würdigen Schriftstellers

a) „durch die Art, wie sie angeregt oder in Wirkung gesetzt werden. — Der Empfindsame kann nicht umhin, bey gewissen Gegenständen auf eine angenehme oder unangenehme Weise gerührt zu werden, Theils weil diese Gegenstände wirklich eine günstige oder widrige Beziehung auf ihn haben, Theils weil er

---

*) J. H. Campe. Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. In der Abhandlung von der Empfindsamkeit und Empfindeley. Revisionswerk 3ter Theil. S. 398. u. f.

diese Beziehung in ihrer ganzen Stärke und mit allen ihren Folgen lebhaft wahrnimmt. Der Empfindler hingegen, dessen Seele zur Wahrnehmung der wahren Beziehung der Dinge auf ihn und Andere keine Organe hat, dichtet denjenigen Dingen, bey denen er den Gerührten spielen zu müssen glaubt, phantastische Eigenschaften und Beziehungen an, die sie nie hatten, nie haben konnten, und die den Stempel einer kindischen Erdichtung zu offenbar an sich tragen, als daß ein vernünftiger Mensch auch nur in secundenlanger Täuschung sie für wahr halten, und sich darüber freuen oder betrüben könnte."

b. „Durch die Art, wie sie sich zu äussern pflegen. — Die Empfindsamkeit ist heimlich, ohne Ansprüche, kurzsilbig und ernst; die Empfindeley hingegen ist theatralisch, gaukelnd, wortreich, eitel, und, je nachdem der Fall ist, entweder hochtönend, oder winselnd. — Die erstere erscheint immer in dem Gewande der ungekünstelten, natürlichen Einfalt, der andern sieht man das Gesuchte und Gezierte vom Kopf bis zu den Füßen an. Der Empfindsame möchte seine Gefühle gern verbergen vor

aller Menschen Augen; dem Empfindler hingegen ist angst und bange, daß nicht Augen genug ihn begaffen, nicht Ohren genug in der schönen Aeusserung seiner angeblichen Empfindungen ihn belauschen möchten; mit Einem Worte, der erstere gleicht einem Gefäße voll geistreichen Getränks, welches nicht klingt, weil es voll ist, der letztere einer leeren Flasche *).“

c. „Durch ihre Folgen. Wahre Empfindsamkeit ist immer thatenreich, so oft die Umstände es erlauben; Empfindeley hingegen bleibt meistentheils müssig, aus Mangel an Kraft und Lust; ich sage meistentheils; denn es giebt freylich Fälle, da die letztere auch zu wirken, ja sogar es der ersten durch eine stürmische Wirksamkeit bey weitem zuvor zu thun pflegt. Das sind diejenigen Fälle, wo ihr auf die Finger gesehn wird, und wo es gilt, zu zeigen, wer man ist. — Der Empfindsame fühlt sich gedrungen, etwas zu thun; er wirkt also, weil er muß, aber auch nicht mehr als er muß, weil es ihm nicht darum zu thun ist,

*) „Tinnit, inane est.“

gesehen zu werden, sondern nur sich selbst zu befriedigen. Der Empfindler hingegen fühlt sich nicht gedrungen; möchte aber doch gern den Gedrungenen spielen, kennt daher weder Maaß noch Ziel, und übertreibt alles aus Furcht, weniger zu thun, als zur Behauptung seines angenommenen Scheines nöthig ist. Der Empfindsame ermannt sich, bekämpft seine Gefühle, drängt sie in dem Innersten seines Herzens zusammen, schweigt, und hat für den gemeinen Beobachter ganz das Ansehen eines Kalten, so oft er dasjenige, was er empfindet, nicht durch Thatsachen wirksam machen kann; der Empfindler hingegen stellt sich nie ungebehrlicher, als gerade in solchen Fällen, wo er durch augenscheinliche Unmöglichkeit von der Verbindlichkeit, zu handeln, frey gesprochen wird. Da hört man ihn ächzen und jammern, da fließen erkünstelte Thränen die gleisnerischen Wangen herab, da ist sie untröstbar, die gutherzige Seele, daß sie so ganz und gar nichts thun kann, um ihrem theilnehmenden Herzen Luft zu machen. Aber vorausgesetzt, daß der Fall von der Art ist, daß die Eitelkeit des Empfindungsspielers, oder der Empfin-

dungsspielerinn dabey nicht gar zu sehr interessirt seyn kann: so halte man wundershalber die liebe, sanfte Seele einmahl beym Worte, zeige ihr unvermuthet eine nicht vorhergesehene Gelegenheit zu werkthätigen Hülfleistungen an, die mit einer kleinen Aufopferung verbunden sind; welche plötzliche und sichtbare Veränderung! Der stille, kaltscheinende Empfindsame wird nun auf einmahl laut, feurig, wirksam; — der laute, feurigscheinende, nach Wirksamkeit lechzende Empfindler hingegen, still, kalt und bedächtig. Jener sieht nun keine Schwierigkeiten mehr, oder sieht sie bloß deßwegen, um sie aus dem Wege zu räumen; dieser sieht von Stund an nichts, als Schwierigkeiten, und sieht sie bloß deßwegen, um mit guter Manier sich aus der Sache zu ziehen. Jener macht sich auf, dieser steht; jener handelt, dieser begnügt sich, zu seufzen." —

d. „Durch das Verhältniß, worin sie mit den übrigen Kräften des Menschen stehen. Wahre Empfindsamkeit steht mit allen Kräften des Menschen, besonders mit dem Verstande, der Vernunft und der Körper-

kraft desselben, in richtigem Ebenmaße. Sie stützt sich immer auf deutliche Einsichten des Verstandes und der Vernunft, und harmonirt daher sowohl mit der Natur des Menschen, als auch mit der Natur und Bestimmung anderer Dinge. Die Empfindeley hingegen, welche im Grunde aus einem Mangel an wirklicher Empfindung besteht, beruhet nicht auf deutlichen Einsichten der Vernunft, sondern auf dunkeln Gefühlen dessen, was der Empfindler für sittlich-schön und für sittlich-häßlich hält, und steht daher nicht selten sowohl mit der Natur des Menschen, als auch mit der Natur und Bestimmung der Dinge um uns her in offenbarem Widerspruche. Mit Einem Worte, der Empfindsame fühlt sich nur bey solchen Gegenständen und Vorfällen auf eine angenehme oder unangenehme Weise gerührt, in denen er wirklich etwas sittlich Gutes oder Böses erkannt hat; der Empfindler hingegen nur da, wo seine Phantasie etwas dergleichen, was nicht da war, schuf, oder wo er vermuthet, daß es Andern gefallen werde, wenn er eine freudige oder traurige Rührung dabey spüren lasse. — Daher die Uebereinstimmung, welche sich in den einzelnen Em-

pfindungen des ersten, und der Widerspruch, welcher sich in den einzelnen Empfindungen und Empfindeleyen des letztern zeigt. Daher die widersprechende Erscheinung, daß eben dieselben Taubenaugen, welche jetzt beym Anblick eines zerknickten Blümchens, oder eines zertretenen Wurms von mitleidigen Thränen überfließen, eine Stunde danach bey dem geringsten Versehen der Magd, oder bey einer ökonomischen Erinnerung des káltern Gatten von feuersprühenden Tiegerblicken glühen. — Daher endlich, daß die Empfindungen des Empfindsamen gar wohl vertragen können, von der Vernunft beleuchtet zu werden, indeß die Empfindeleyen des Empfindlers beym Lichte derselben, gleich luftigen Irrlichtern bey Sonnenaufgang, plötzlich verschwinden müssen."

Nach dieser Ansicht solcher Charaktere, oder auch nur solcher Modekrankheit, die unsre kräftigern und verständigern Vorältern nicht in dem Grade kannten, will ich folgende Umgangsregeln mit den Empfindlern beyfügen. — Man enthalte sich zunächst aller Einstimmung in

den weinerlichen und excentrischen Ton dieser Leute. — Bisweilen kann eine gewisse Gutmüthigkeit, Weichherzigkeit und Gefälligkeit uns in dem Umgange mit solchen Naturen dahin verführen, daß wir, ihnen zu gefallen, eine ähnliche erkünstelte Stimmung im Frohsinne, oder in der Wehmuth annehmen, und uns in so fern ihrer Thörigkeit nähern. Da wir mit den Gründen ihrer Gefühlsgaukeley nicht immer bekannt sind, und ihre angenommene Lebhaftigkeit, oder ihre wehmüthige Ergießung augenblicklich gefallen kann: so kommen wir im Umgange mit ihnen oft in Verlegenheit, zumahl wenn mit dieser Empfindeley Kennzeichen des Verstandes und des Talents verbunden sind. Auch können dergleichen Leute bisweilen auf eine künstliche Art so liebreizend, hingebend, und zugleich so zudringlich werden, daß wir uns ihren Ansteckungen nur mit Mühe entziehen. Aber ich rathe hierbey, durchaus auf seiner Huth zu seyn, und sich gegen ihren theatralischen Ton, gegen ihre Ansprüche, gegen ihre Verfeinerung des Gefühls, gegen ihren raffinirten Enthusiasmus zu rüsten, damit sie uns nicht gefangen nehmen, und wohl gar durch

ihre studierte Feinheit unerlaubte Absichten mit uns durchsetzen. Man sey daher im Umgange mit ihnen ernst und besonnen, und gebiethe seiner Sympathie, so lange wir diese schwankenden und weichen Charaktere in ihrer wirklichen Moralität nicht näher kennen.

Es hieße auch nur ihre Thorheit begünstigen, wenn man sich ihr hingeben wollte, da diesen Leuten nur meistentheils darum zu thun ist, mit ihrem exaltirten Gefühl Aufsehen zu machen, und in ihrem Innern zu triumphiren, daß sie auf diese Art Sensation erregen. Da sie vielleicht kein anderes Interesse zu zeigen wissen: so suchen sie durch jene Künsteley und Coquetterie des Gefühls sogar zu imponiren, und uns, wenn wir an ihren Egoismus glauben, nach ihrem Gefallen zu täuschen, oder, was noch schlimmer ist, zu leiten.

Man verwahre sich daher im Umgange desto mehr gegen sie, da sie gemeiniglich von einer andern Eitelkeit, nicht nur so zu erscheinen, sondern auch über Andere zu herrschen, gestimmt werden. So weich und zart, so nachgebend, hinschmelzend, menschenfreundlich auch diese Herzen

auf den ersten Anblick sind, so warm sie sich an uns drücken, so lebendig uns entgegen kommen: so ist dieß alles doch gewöhnlich nur ein Stratagem, uns durch die erkünstelte Fülle ihres Gefühls zu überlisten, uns in ihre Phantasien zu verweben, uns zu Proselyten ihrer raffinirten Sympathie zu machen, und auf die Art eine Herrschaft über uns zu bekommen. Dieß verlangen sie schon darum, weil sie von uns immer Schonung gegen ihr Zartgefühl, ihre Nervenschwächen, ihre wehmüthigen Momente, ihre tausendfachen Launen, ihre Verwöhnungen erwarten, und mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Behutsamkeit berührt seyn wollen, — als ob ihre Natur von einem veredeltern Stoff und einer reinern Organisation, als die unsrige, gebildet sey. Wir sehen auch überall, wie eigenmächtig die subtilen, kleinen, unreifen Körperchen, oder auch die knochenreichen und gigantischen, die zu unserm Erstaunen oft von ähnlichen Empfindeleyen besessen werden, — herrschen, wie sie überall den Ton angeben wollen, wie sie als Ehefrauen ihren Männern, ihren Kindern, ihrem Gesinde durch ihren kleinlichen Eigensinn, ihre affectirte Kränklichkeit,

ihre Peinlichkeit, und ihre gekünstelte Traurigkeit gebiethen, zumahl wenn sie auf einer nicht gemeinen Stufe der Cultur zu stehen glauben. — Dieses niedergeschlagene, weinende Auge, diese piepende Stimme, diese weichen Accente, dieses ganze schmachtende, hingebende, überzärtliche Wesen sind durchaus nicht immer die Kennzeichen eines weichen Gemüths, sondern oft eines versteckten, weiblichen Despotismus, der bey dem kleinsten Anreiz oder Widerstande mit allen Waffen der Rechthaberey, des Trotzes und Eigenwillens aufzutreten pflegt.

Zu der erstern Umgangsregel mit Empfindlern und Empfindlerinnen gehören noch folgende. Im Gespräche mit ihnen nenne man keine Gegenstände, die ihren weichlichen, schlaffen Sinn, ihre Phantasien und Schwärmereyen berühren, weil alles dieß ihnen nur neue Nahrung geben würde. Man sorge daher immer möglichst für eine kräftige Unterhaltung, aus welcher alles Romanhafte und Sentimentale, alle Spiele der Empfindeley, alles süß, poetisch oder erhaben Klingende entfernt ist. Zum Glück nehmen sie auch gemeiniglich diese kräftigere Unterhaltung gün-

stig auf, da sie selbst, bey aller innerer Verweichlichung, doch auch das Starke lieben, und sich auch gern an kräftige Menschen anzuschließen pflegen. Die subtilsten und zartesten Gemüther hören das Starkgesagte oft am liebsten, weil es eine angenehme Erschütterung in ihnen hervorbringt, — und sogar die empfindsamsten Weiber können oft die derbsten Equiwoken am leichtesten verdauen. — Man gehe im Umgange mit Empfindlern nur immer sogleich in den erzählenden Gesprächston über; man bleibe immer bey dem Geschichtlichen und Wahrhaften, damit man sie von ihren Phantasien, ihren Träumereyen, von ihrer Feen- und Idyllenwelt abziehe, und an die Wirklichkeit anschließe. Das Erzählen des Factischen steht in einem so großen Contraste mit ihren Visionen, daß sie ihn oft selbst zu fühlen scheinen, und ihre Schwärmerey dem historischen Erzähler auf einige Zeit aufopfern. Auch vermeide man so viel wie möglich die figürliche, die Blumensprache, die gekünstelten Phrasen, die Affectation des Vortrags, wodurch sie so leicht verführt werden, uns sogleich hinwiederum ihre Blumen aufzutischen, und dann oft in Tiraden versinken, aus welchen sie sich nicht

wieder heraus zu finden wissen. — Auch lasse man sich mit ihnen in kein Vernünfteln über Seele, Tod und Unsterblichkeit, über Religion, über Glauben und Glaubenswirkung ein, denn so wichtig auch diese Gegenstände nach den reinern Ansichten einer nüchternen Vernunft sind: so verdanken doch jene Menschen ihre meisten Ueberspannungen und Schwärmereyen solchen Glaubensmeinungen, und diese haben ihre Empfindeley desto mehr aufgeregt und befördert, weil sie ihnen in Verbindung mit unsichtbaren und religiösen Gegenständen desto erlaubter, ja sogar als Frömmigkeit und Pflicht, erscheinen mochte.

Ruhe, Ernst, Unbefangenheit, und selbst angenommene Kälte ist im Umgange mit solchen Empfindlern durchaus nothwendig, weil sie doch noch Achtung gegen diesen Ernst haben, und an sich halten, wenn sie mit besonnenen Menschen zusammen kommen. Auch leben sie meistentheils lieber in den Zirkeln ähnlicher weichherziger, schlaffer und weinerlicher Charaktere, und da mögen sie dann, ohne beneidet zu werden, sich mit wehmüthigen Tändeleyen die Zeit vertreiben. — Gutmüthige Seelen dieser Art, die vielleicht nur

durch eine romantische und phantastische Lectüre in das Empfindeln übergingen, also es nur in bunten Phrasen und Redensarten nachahmen, ohne daß ihr Herz davon verschroben wird, kann man auch bisweilen durch Scherze und andere dergleichen schuldlose Veranstaltungen von ihrer Thorheit wo nicht ganz heilen, aber sie doch zu einiger Besonnenheit bringen. — Einer meiner Freunde wurde einst von einer solchen kleinen empfindelnden Schwärmerinn aus einer großen Stadt auf dem Lande besucht. Sie hatte sehr viel Empfindsames über das Glück der Landleute gelesen, und überließ sich nun hier in der freien Natur allen Entzückungen ihrer aufgeregten Phantasie. Von dem ländlichen Wohnsitze meines Freundes herab übersah man eine herrliche Gegend, und besonders wurde das Fräulein durch den Anblick einer in der Ferne liegenden Bauerhütte wie begeistert. Die Hütte lag auch wirklich romantisch, am Eingange eines lachenden Thals, von hohen Waldungen umschattet, und das Mädchen dichtete sich nun auch das ungetrübteste Glück und das stillste Paradiesesleben der Bewohner dieses Hüttleins hinzu. Mein Freund wußte das Gegentheil, und führte einst

auf einem Spatziergange die Städterinn durch Umwege nach dem Bauerhause. Sie jauchzte laut auf, streckte die Arme nach der Hütte aus, aber als sie näher kam, erblickte sie zu ihrem Erstaunen die jämmerlichste Bettelarmuth, zerlumpte Kinder und eine widerliche Unreinlichkeit in allen Winkeln. Noch mehr wurde aber das gute Fräulein erschüttert, als sie in das Zimmer trat, und Mann und Frau, diese geträumten Glückskinder, in einem wilden und blutigen Faustkampfe überraschte.

Andere Naturen dieser Art darf man gar nicht durch Scherze und figürliche oder wirkliche Zurechtweisungen *) zu heilen suchen; es würde grade eine entgegengesetzte Wirkung thun. Diese Empfindler haben gleichsam ihre Empfindeley studiert, sie ist ihr Bedürfniß, ihre Heilige geworden, und der muß ihre Rache fürchten, der sie antastet und

*) Es ist überhaupt ein sehr wahrer Gedanke des Bellegarde: „Il n'y a point de gens plus mal récompensés que ceux qui s'ingerent à donner des avis.“

nicht mit leisester Schonung berührt. In den höhern Ständen haben sie ihr den Anstrich der Philosophie und des reinern Glaubens gegeben; sie finden kein Heil und keine Seligkeit des Lebens ohne diese schwärmerische Exaltation, und da sie oft tiefen Ernst mit dieser Schwäche verbinden: so fordern sie sogar eine Veneration für sie, welche ihr freilich die verständige Welt versagt. — Dieß sind die Mystiker und Fanatiker zu allen Zeiten, besonders in den unsrigen, welche das ganze Seyn des Menschen auf das Gefühl, auf den Glauben und auf das Unendliche reduziren, und, wenn es möglich wäre, der gesunden Vernunft lieber ganz den Abschied geben möchten. Diesen Leuten ist auch selbst durch den verständigsten Umgang nicht zu helfen, weil sie ihre Frömmeley und Einseitigkeit zur Wissenschaft erhoben hatten, und ihre geheime Verbindung mit unsichtbaren Wesen unmittelbar zu erfahren glauben. Indeß denke man nicht, daß man sie im Umgange immer nur ganz geistig berühren und behandeln müsse. Man kennt sehr viele dieser empfindelnden Mystiker, die, während sie nur in den Regionen des Unsichtbaren und Unendlichen zu leben scheinen, und nur immer von

Andacht und Glauben reden, mit allen ihren Sinnen der Welt unzertrennbar anhängen. — Ihre religiösen, empfindelnden Schauer sind auch oft nur momentan, und dauern nur so lange, bis irgend eine andere Schooßleidenschaft sie wieder vertreibt, — und so sieht man oft diese Heiligkeit, diese Innigkeit des Glaubens, diesen überirdischen Sinn bey dem Anblick eines schönen Weibes wie einen leeren Dunst verschwinden.

Aeltere Leute haben denn doch auch wohl das Recht, jüngern Schwärmern und Schwärmerinnen ihre Empfindeleyen im Umgange zu verweisen, und ihnen das Lächerliche derselben vorzustellen. Besonders müssen und sollen dieß vernünftige Aeltern thun, denen die Gradheit, Offenheit und Natürlichkeit ihrer Kinder an dem Herzen liegt, — und hierbey müssen sie wiederum vornehmlich ein wachsames Auge auf ihre Töchter haben, weil die Empfindeley sich noch leichter dem weiblichen, als dem männlichen Herzen aneignet, und weil ein empfindelndes Mädchen, wenn sie dabey schön, aber unbedachtsam ist, unser Geschlecht leicht bethören und hintergehen kann. Es giebt für unser Geschlecht keine gefährlichern Syrenen, als diese,

zumahl wenn sie mit ihrer Empfindeley, mit dem verführerischen Anschein erhöheter Gefühle die Coquetterie verbinden, und sich jener zur Erreichung ihrer schlauen Absichten bedienen. Bey jungen Mädchen von weichem Charakter ist die Empfindeley auch oft nur die Wirkung eines warmen Bluts, eines zur Liebe geschaffenen Herzens, eines ihnen selbst noch unerklärlichen Verlangens, und jener natürlichen, an sich schuldlosen Zärtlichkeit, welche als die Grundlage des weiblichen Gemüths allen ihren Gefühlen ein höheres Leben mittheilt. Die meisten empfindelnden Mädchen werden durch die Ehe geheilt *), und die es nicht werden, sind entweder

*) Ein liebes, gutes, deutsches, aber sehr empfindelndes Mädchen hatte mehrmahls die Leiden des jungen Werthers gelesen, hatte sich Auszüge der zärtlichsten und glühendsten Phrasen dieses genialen Products gemacht, und pflegte sie buchstäblich in der Conversation zu citiren; aber keine Stelle hatte ihr mehr gefallen, als die, wo Werther in seinen Entzückungen über die schöne Natur des Frühlings etwas zu naiv sagt: „und man möchte zum Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum zu schweben, und alle seine Nahrung darin finden zu können." — Sie wurde nachher Gattinn, hatte gar

diejenigen, welchen die Natur die schönen Mutterfreuden versagte, oder welchen ein Ehemann aufgedrungen wurde, den sie nicht wünschten. — Die Ehe, worin die wahre Liebe herrscht, hat auch die vortreffliche Seite, daß einer von dem andern nach und nach das Gute und die Gemüthsstärke annimmt, und die weibliche Empfindeley wird dann nicht leichter in ein richtiges, natürliches Gefühl verwandelt, als durch den Umgang mit einem ernsten und besonnenen Gatten.

Bey vielen Leuten ist die anscheinende Empfindeley auch nur ein leeres Aufschreien, eine Angewöhnung an Exclamationen und unwillkürliche Seufzer, eine ewige Repetition des wehmüthigen Ach und O, ohne daß solche Menschen ein stärkeres Gefühl affectiren und erkünsteln wollen. Es ist eine bloße Operation der Lunge, ohne Zuziehung des Herzens, und sonach sind keine Umgangsregeln mit ihnen besonders erforderlich, ob sie gleich in andern Rücksichten, und bey ihren

---

bald den ganzen Werther vergessen, gab ihren Kindern eine vortreffliche, von aller Schwärmerey entfernte Erziehung, und lebte mit ihrem verständigen Mann bis an ihren Tod in der glücklichsten Ehe.

andern Charakterseiten im Umgange eine große Aufmerksamkeit verdienen mögen.

Der Umgang mit wirklich empfindsamen Männern und Frauen von einem richtigen, lebendigen, wahrhaft warmen, ungekünstelten, offenen und starken Gefühl ist unstreitig der vorzüglichste im ganzen Leben, und nur zwischen solchen kann eine wahre Sympathie herrschen. — Es sind Menschen, die uns sogleich verstehen, und in unsre Gefühle und Verhältnisse hineinzugehen wissen; edle Gemüther, die sich ohne Menschenfurcht und ohne Umschweife für uns interessiren, wenn wir es nach ihrem gesunden Urtheile verdienen. Dabey handeln sie ohne alle Ziererey auf dem graden Wege der Dienstfertigkeit, der Gutmüthigkeit und des reinen Gewissens. — Sie können mit großer Kraft, mit erstaunlichen Verläugnungen alles Eigennutzes, mit liebenswürdiger Freymüthigkeit für Andere sprechen. Dieß sind die eigentlichen energischen, hochherzigen Menschen, die ihren Werth fühlen, weil sie wirklichen Werth haben, die ihre Verdienste zum Besten Anderer

geltend zu machen wissen, und nie müßig bleiben, wenn es Noth thut, für die Rechte des Menschen und der Freundschaft aufzutreten; Leute von unbestochener, gesunder Vernunft, von gesundem Willen, von gesunder, ungeschminkter Sittenweise. Wer ihr Vertrauen besitzt, kann sich fest auf sie verlassen; ihr Handschlag ist sicher, wie der heiligste Eid, und, das kleinste Versprechen unerfüllt zu lassen, ist in ihren Augen schon Niedrigkeit. Unaufgefordert reicht dir der Mann von wahrem kräftigen Menschengefühl die Hand, unaufgefordert bringt er dir liebevolle Opfer, als ob Du sein Bruder wärest; nie ist er bey treuer Uebung seiner Pflicht in Verlegenheit, und nie abhängig dabey von den Kleinlichkeiten und Vorurtheilen des Ranges, des Standes und der Convenienz. Es ist der Mann ohne Furcht und ohne Tadel. Er macht nicht den eiteln Tugendheld im Wohlthun; er verbirgt dieses vielmehr vor den Augen Anderer; den Egoismus, die Parade, das Ausstellen eigener Verdienste kennt er nicht; einfach schreitet er durch das Leben, aber sein Schritt ist überall wohlthätig; er zertritt keine Blume, die einem Andern gehört, oder diesem Freude

macht. — Der Mensch ist und bleibt immer der höchste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Herzens. Er ist der edlere Kosmopolit im schönsten Sinne des Worts; aber nicht der stürmische, der fanatische, der unklugrepublikanische, sondern der Mann, der wirklich durch seine Geisteskraft und sein warmes Gefühl überall der Welt dient, wo es ihm nur irgend möglich ist.

Frauen von diesem kräftigen Gemüthe, von diesem lautern, warmen Charakter, von dieser nie rastenden Dienstfertigkeit und dieser nie erkaltenden Theilnahme an den Schicksalen Anderer, von dieser Beharrlichkeit in ihrem edeln Benehmen, und ihrer reinen, ungekünstelten Sitte sind die liebenswürdigsten ihres Geschlechts, und sie müssen unsre Heiligen seyn. Von diesen hohen Reitzen des Edeln und Schönen haben wir nichts zu fürchten, sondern alles Gute und Vortreffliche zu erwarten. Wir können immer darauf rechnen, daß sie die treuesten Mütter, die achtungswürdigsten Gattinnen, die besten Erzieherinnen ihrer Kinder, die rechtlichsten Hausfrauen seyn werden, weil sie bey der echten Natürlichkeit ihres Gemüths nur ihrer Pflicht leben, und ohne kleinlichen Eigennutz

sich selbst mit immer neuer Freudigkeit ihrem Berufe ganz hingeben. Wahrheit und Güte, nicht fade Empfindeley und Schminke, ist die schöne Aussteuer, welche ihnen die Natur gab. — Wenn sie auch kleine Schwächen an sich tragen, wovon kein Mensch ganz frey ist, so sind sie doch gewiß ohne Sünde, und die Tugend hat keine größere Heldinnen, als sie aufzuweisen. Ihr inneres Gemüth ist rein; — sie könnten augenblicklich vor den Richter der Welt treten, ohne unbereitet zu seyn. — Auch ist ihre Liebe die echte Liebe, ihre Freundschaft die echte Freundschaft, d. i. diejenige, welche dem Freunde und der Freundinn ohne Eigennutz die größten Opfer bringen kann, und in dem Glück ihrer Geliebten ihr eigenes höchstes Gut findet. — Die Schwärmerey, die Künsteley leitet diese zarten Verbindungen nicht; sie sind über diese Spielereyen unendlich weit erhaben. Ihr Geist hat sich besser in alle dem orientirt, was dem Menschen seine eigentliche Würde giebt, und ihn auf seine wahre moralische Höhe stellt. Dabey ist ihr Geist frey von aller kleinlichen Traurigkeit und Niedergeschlagenheit; er hat sich einen männlichen Muth angeeignet, und sehr oft einen

noch kräftigern, als diesen, weil die Edlern ihres Geschlechts ihrem Glauben an eine ewige Vorsehung getreuer bleiben, und eben darum die Stürme des Lebens ruhiger und oft mit einer bewundernswürdigen Fassung tragen, wo der Mann kleinmüthig erscheint.

Zum Beschluß dieses Abschnitts will ich den naiven Brief eines Kammermädchens über ihr empfindelndes Fräulein aus dem sehr naiven Werke eines unserer würdigsten deutschen Schriftsteller *) anführen, worin die falsche und wahre Empfindsamkeit zugleich in ihren Contrasten erscheint, und worin die Kammerjungfer offenbar die bessere und edlere Rolle spielt. „Das gute Kind, schreibt sie, laborirt, wie es selbst spricht, an der Empfindsamkeit, einer Krankheit, welche erst seit wenigen Jahren in hiesigen Gegenden bekannt geworden ist, und in kurzer Zeit so weit um sich gegriffen hat, daß man sie fast als epidemisch ansehen muß. Das Fräulein ist immer erstaunend

---

*) Mösers patriotische Phantasien. 3ter Theil.

weinerlich. Als vor zwey Jahren ihre Großmama, eine steinalte Frau, die im vorigen Jahrhundert ihr letztes Kindbette gehalten hatte, in dem Herrn sanft und selig entschlief: so weinte sie über ein ganzes Jahr, und noch rollen ihr die Thränen von den Wangen, wenn von der lieben Großmama gesprochen wird. So oft ich einem Täubchen den Hals umdrehe, oder einer Ente den Kopf abhacke, girrt und winselt sie mir die Ohren so voll, daß ich mir nicht getraue, ihr unter die Augen zu gehen. Dabey ist sie so schreckhaft, daß jeder Schein eines Unglücks sie ganz ausser sich setzt. Vorigen Winter, als das Feuer aus der Ofenröhre die Tapeten in ihrem Schlafzimmer ergriffen hatte, wäre sie beynahe aufgebrannt. Sie lag ohnmächtig in ihrem Bette, dessen Vorhänge von den Flammen bereits ergriffen waren. Ihr jüngster Bruder fiel unlängst in den Bach, der vor unserm Hause vorbey fließt, und sie stand dabey wie eine Säule, ohne auch nur einmahl ein Geschrey zu seiner Rettung zu machen. Ihr ältester Bruder ist nach Amerika abgereist, und nun weht kein Wind, der ihr nicht durch's Herz geht; sie zittert bey jeder Post und liest auf jedem

Gesichte traurige Nachrichten. Aber ihre Zärtlichkeit geht über alles; ihre Sinnen sind so verfeinert, daß sie aus der ganzen Natur nichts wie den flüchtigsten Duft genießt. Gehe ich des Abends mit ihr im Mondenscheine: so hört sie nichts als das Säuseln der Zephyre, das Gelispel der Blätter und das Rieseln unsers von ihr so genannten Silberbachs. Da singt ihr die Nachtigall so süß, die Aepfelblüthen duften ihr so sanft, und der Abend erscheint ihr so wonnevoll, daß ich oft befürchte, sie thauet mir unter den Händen weg, und fließt mit dem Silberbach in die elisäischen Felder."

„Mich ergötzen der Gesang der Vögel, das Grün der Felder und die Blüten der Bäume zwar auch; aber mein ganzes Herz wird dadurch gestärkt; es öffnet sich dem mächtigen Danke für alles Gute, was ich empfinde, für den Segen, welchen uns ein gutes Frühjahr verspricht, für die allgemeine Freude aller Geschöpfe, die auf diesen Segen warten, und diese mächtige Stärkung athme ich mit jedem Lüftchen und Düftchen ein; ich liebe die Kühlung des Abends als eine wohlthätige Erfrischung nach des Tages Last und Hitze.

Meine alte Mutter pflegte ich und wartete sie, so lange sie krank war, und wie Gott sie zu sich nahm, dankte ich ihm freudig, daß er sie vor mehrern Trübsalen in Gnaden bewahrt hätte; wo es brennt, da rette ich, und zu meinem Bruder sagte ich, als er zu Felde ging: Junge, halte dich wohl, und komme gesund wieder; fiel er ins Wasser, so springe ich ihm flugs nach. Das sind so meine Empfindungen, und diese finde ich bey den Menschen auf dem Lande, wo die Natur noch am wenigsten verdorben ist. Aber so eine Empfindsamkeit, wo man immer weint, bebt, zittert, erstarrt, und weder Hand noch Fuß rührt, wo man die Natur nur zum schönen Spielwerke gebraucht, die scheint mir ein Fieber der Seele zu seyn, wogegen bey Zeiten etwas gebraucht werden muß. Gott sey mir gnädig, wenn sie vollends einmahl verliebt werden sollte! — Unser Leibarzt, ein geschickter und trockner Mann, sagt, es käme von nichts als von dem vielen Lesen, und sie sollte wohl besser werden, wenn sie sich allmählich zur Landarbeit gewöhnte. Aber das will die liebe Patientinn nicht; sie ist ohnehin echauffirt genug, wie sie sagt. Ey was echauffirt! rief er jüngst

unwillig aus; das Echauffement ist eine Aufforderung zur Arbeit, und eine hülfreiche Bemühung der Natur, diejenigen Theile zu stärken, welche das mehrste bey der Arbeit verschwenden müssen. Das Echauffement ist am stärksten in der Ernte, und die Zeit bezeichnet hier die Absicht der Natur deutlich; Flachs gerauft, Garben gebunden, und die Hitze, welche das Geblüt in Wallung setzt, ausgedampft. — Hierüber wurde sie so empfindsam, daß wir ihr Tücher mit Wein auf den Puls legen mußten, um die arme Seele von der Ohnmacht zurückzuhalten." —

„Der Magister darf ihr nicht mehr vor Augen kommen, seitdem er ohnlängst gegen die empfindsamen Bücher gepredigt, und gezeigt hat: daß sie die ganze menschliche Natur verstimmten, und eine schleichende Schwäche durch alle Nerven verbreiteten. Statt einer wahren, starken Natur entstünde eine gemachte und gekünstelte; eine kranke Einbildung träte an die Stelle richtiger Vorstellungen; wo die Religion Freude und Muth geböthe, da winselte das weichfließende Herzchen; die Hülfe, die man von ihnen erwartete, bestünde in unfruchtbaren Thränen, und, wo sie mit

Rath und That erscheinen sollten, da verwirreten sie nur Andere mit Stöhnen und Aechzen, und wären zu aller Entschlossenheit, die in tausend Fällen des menschlichen Lebens erfordert würde, schlechterdings ungeschickt.

7. Mit Gefallsüchtigen, Eiteln und Allgefälligen.

Ein jeder Mensch, die ganz schlaffen und mattherzigen ausgenommen, hat eine Neigung, andern Menschen in dem möglichst vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen, seinen bessern, wenigstens schimmernden Seiten, selbst auf Kosten der feinern Moralität, einen annehmlichen Anstrich zu geben, und die gute Meinung, die wir von uns selbst haben, durch mancherley Künsteleyen, auch bey Andern, zu erwecken *). Dieß

*) Der vorhergenannte launige Schriftsteller drückt sich über die Kunst zu gefallen sehr naiv aus †).

†) Mösers patriotische Phantasien. 2ter Theil. 57.

liegt schon in der natürlichen Eitelkeit und Selbstliebe des Menschen, aber auch in unserer Erzie-

---

„Man schreibt viel von der Kunst zu gefallen, und wenn jemahls die Regeln — Krücken gewesen, welche der Kranke gebraucht, und der Gesunde wegwirft: so ist es in dieser Kunst. Das ganze Geheimniß besteht in einem großen Verdienste, und einem Loche im Strumpfe, oder, um mich deutlicher zu erklären: man bemühe sich, der Erste in seiner Art zu werden, und gebe dem Feinde einen, und dem Freunde zwey Fehler preis. Der Neid des erstern, und die Phantasie des andern wird durch dieses geringe Opfer befriedigt, und der eine wie der andere so sanft erhöht werden, daß er sich selbst bey uns gefallen wird. — Denn die Kunst zu gefallen besteht nicht sowohl darin, daß wir Andern, sondern Andere sich mit uns gefallen. — Ein vollkommener Mensch würde unerträglich seyn, und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen; und dieses räumt unser theures Selbst ungern ein. Zweytens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsere Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen nicht gern unsere Schei-

hung und Abrichtung, so zu erscheinen, wie es Andere gern sehen, und wie dieses Manövre, zu unserm Vortheile, gebraucht werden kann. Deßwegen sind denn auch die Arten der Gefallsucht so sehr verschieden, und mancherley; Theils in ihren Methoden, Theils in ihren Beziehungen auf Andere, — und so könnte man sagen: daß fast jeder Mensch eine eigene Manier hat, wie er Andere zu gewinnen, und ihren Beyfall zu erschleichen, oder zu erobern sucht.

---

bemünze auskramen, und also in unsern eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dieß ist nun ein Proprimo, Prosecundo und Protertio. Mehrere Ursachen darf ein Pedant nicht haben. — Noch gefährlicher aber ist es, und dieses ist der gemeinste Fall, wenn wir Fehler haben, und doch keinen einzigen zeigen wollen; wenn von der Fußsohle an bis zum leeren Scheitel alles in der feinsten Ordnung erscheint. Da kommt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge, und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äusserliche Bau ihr einen Fehler preis geben will. — Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Capelle, und wehe dann dem armen Sünder, wenn er hier die Probe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des Andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art!"

Es giebt Gefallsüchtige, die vornehmlich durch die Art ihres Vortrags, ihrer Phrasen, ihrer gewählten Ausdrücke, ihrer erkünstelten Schreibart gefallen wollen. Dieß sind nicht nur die gewöhnlichen Schönredner und Sprachkünstler, sondern auch so viele Andere in den gebildeten Ständen des menschlichen Lebens, die dadurch ihren feinern Geschmack und ihre höhere Cultur vornehmlich denen andeuten wollen, über deren Gesichtskreis sie erhaben zu seyn glauben. Sie legen sich mit Fleiß auf diese manierirte Sprechart; sie sammeln sich aus ihrer Lectüre die figürlichen Redensarten, die Blumen und Blümchen, die zierlichen Wendungen, die süßlichen Ausdrücke, oder auch die Kraftsprache des Styls, und schmücken damit ihren eigenen Vortrag aus, um ihre Eloquenz den geselligen Zirkeln zu empfehlen. — Sie leben und weben gleichsam nur in diesem bunten Gewühl von Varianten, Floskeln und Tiraden, und werden deßwegen leicht übellaunig, wenn man ihnen nicht mit sichtbarer Aufmerksamkeit zuhört. Sie coquettiren mit uns und mit der Sprache; sie steigern die Künsteleyen ihrer Rede, wenn sie unser Aufhorchen wahrnehmen; sie wür-

den keinen Schatz für eine solche Stunde, die sie ihrer Wortseligkeit verdanken, annehmen, und scheinen wir gerührt und hingerissen von ihrem Vortrage: so können wir gewiß auf ihre Dankbarkeit rechnen. — Viel Gedankenreichthum dürfen wir freylich auf diesem Blumenfelde nicht suchen. Man kann Stundenlang in schönklingenden Phrasen reden, ohne daß der Geist sein Gewicht und seine Kraft dazu hergiebt, sondern sich dann wohl gar gegen das nur Schöngesagte, aus innerm Verdruß, zurück hält.

Andere Gefallsüchtige suchen unsern Beyfall durch ihre Vielwisserey zu gewinnen, und dadurch unsere Achtung zu erzwingen. Sie dekken uns alle Rüstkammern ihrer erworbenen Kenntnisse auf, und laden dazu Unwissende und Sachkenner ein; sie sind sehr freygebig mit Ausspendung ihrer Gelehrsamkeit; sie halten überall ihre Vorlesungen; sie dociren in eins fort, wo sich ihnen nur ein Ohr öffnet, und sind immer bereit, auch wenn sie wichtigere Geschäfte haben, in ihren gewöhnlichen Catheberton überzugehen. Man

kennt Männer dieser Art, die vornehmlich das schöne Geschlecht zu erleuchten suchen, und wo sie einen Zirkel von Weiblein finden, sogleich als Docenten auftreten, ohne zu bemerken, wie sehr sie den gesunden Verstand der Frauen durch solche Gespräche langweilen. Da sie sich für Allwisser halten: so ist's ihnen einerley, von welchen Gegenständen sie reden; Gelegenheit hierzu finden sie überall, oder ziehen sie auch wohl mit Gewalt herbey. — Ein Frauenzimmer fragte neulich einen solchen Polyhistor: wie hoch der Thermometer stehe? Er antwortete ganz kurz, setzte die Stühle in einen Kreis, bat die Damen, sich nieder zu setzen, und hielt nun eine stundenlange, höchst langweilige Rede über die verschiedenen Arten der Wärmemesser, ihre Eintheilungen, ihre Verfertigungen, ihre Eispuncte, bis die Schönen alle sanft eingeschlafen waren. — Hierher gehören auch diejenigen, welche durch ihre Vorspiegelungen von besonderer Lebensklugheit, Erfahrungen, Maximen und Sentenzenreichthum, und überhaupt einer vorurtheilsfreyen Denkart sich uns so ganz besonders empfehlen wollen. Sie versichern uns, von allem

Aberglauben, allen vorgefaßten Meinungen, allem Selbstdünkel frey zu seyn, während sie ganz davon beherrscht werden, und nur dann mit verstellter Bescheidenheit um Belehrung bitten, wenn sie durch diese Herablassung uns zu gewinnen glauben. Doch dieß sind entweder massive oder stolzbescheidene Egoisten, welche schon in einem der vorhergehenden Abschnitte geschildert worden sind.

Diejenigen Männer, die nur vornehmlich durch ihren Körper und dessen Ausschmückungen gefallen wollen, sind doch wohl nur Gecken und Stutzer, und verdienen als solche keine besondere Schilderung, und auch keiner besondern Umgangsregeln, weil ihre Lächerlichkeit sie schon von uns selbst entfernt. — Dem andern Geschlechte wird seine Aufmerksamkeit auf seinen Körper und dessen Auszierungen sehr gern verziehen, weil sogar ihm dieß von der Natur und der guten Sitte gebothen ist, wenn sie nicht in das Verschwenderische und Unsittliche hinüber geht. — Die Reitze, welche das andere Geschlecht von der Natur bekommen hat, um unsere Zuneigung zu ihm zu beleben, und uns eben dadurch zu der ihm schuldigen Schonung

zu gewöhnen, verdienen seine eigene und unsere Achtung; so wie wir von den Frauen zurück geschreckt werden, welche diese Reitze der Natur vernachlässigen, und sie nicht durch eine schuldlose Eitelkeit zu heben suchen. — Man könnte sagen: daß diese Ausstellung des Schönen und ihrer Ornamente ein Bedürfniß der weiblichen Natur sind, die folglich auch noch da fortdauern, wo sie kein männliches Auge beobachtet. Es muß aber überhaupt unserm Geschlechte schmeicheln, und nach einer Bedingung der Natur uns anlocken, wenn sich die Frauen für uns schmücken, weil sie uns dadurch andeuten, daß sie gern in unserer Nähe seyn mögen, und daß selbst ihre Eitelkeit dazu gern dient, um beide Geschlechter dadurch zusammen zu halten. — Die strengern Moralisten haben sich daher an der weiblichen Eitelkeit gar sehr vergangen, daß sie unter dieser nur immer beabsichtigte Laster sehen wollten. Dieß kann in einzelnen Fällen und bey entschiedenen Coquetten wahr seyn; aber die Schuldlosen, Unbefangenen denken gewiß bey den Ausschmückungen ihres Körpers an keine Verführungen, sondern nur an den Wohlstand, an die eben herrschende Mode,

und an die Gewöhnlichkeit, wie man eben jetzt in der Societät erscheinen muß.

Noch andere Gefallsüchtige wollen es in ihrem ganzen Wesen seyn. Dieß sind wahre Kunstmaschinen in ihrer Art, und erscheinen augenblicklich in andern Formen, aber immer in dem Charakter eines von der Eitelkeit durchaus verpesteten Sinnes. Sie treiben und thun nichts ohne diese Eitelkeit. Ihre Sprache, ihre Witzeleyen, ihre Declamation, ihr gesuchter Umgang besonders mit Höhern, selbst die Wahl ihrer Freunde, ihrer Lectüre, ihrer Genüsse und Geschäfte, ihrer Ausgaben und häuslichen Einrichtungen tragen alle die Spuren dieser Eitelkeit sichtbar an sich; — bey vielen oft weniger, um sich selbst zu gefallen, weil ihnen diese Künste nicht selten Mühe und Beschwerden kosten, als vielmehr um ein beyfälliges Lächeln von Andern zu erhaschen. Es sind Coquetten bald von der raffinirtesten Art, bald auch von geringerer Urtheilskraft, und dann sind sie die fadesten Naturen von der Welt. — Beide können dem graden, unverdorbenen Menschen.

sinne nicht gefallen, weil das Gesuchte, Affectirte und Gekünstelte [besonders hier, wenn es mit einer kleinlichen Eitelkeit oder gar mit Einfalt verbunden ist] — dem schönsten Abdrucke des Menschlichen, der Natürlichkeit und Sitteneinfachheit entgegen steht. Das Gesuchte kann sogar den Wohlstand beleidigen, wenn es sich zu sehr geltend machen will, wenn es sich zu sehr hervor- und aufdrängt, und dadurch dem guten Tone und den geselligen Rechten Anderer in den Weg tritt, weil keiner befugt ist, in der Gesellschaft allein glänzen zu wollen, und dadurch die Freiheit des Umganges wirklich zu beengen. — Vornehmlich mißfällt diese Art der Coquetterie, welche allgemeine Huldigungen sucht, grade durch diese Allgemeinheit selbst, und durch die angelegentlichsten Anstrengungen, sich hierin leider ganz getreu zu bleiben. Eine Anstrengung, um nur gewisse kleinliche Zwecke zu erreichen, wird uns auch überall leicht widerlich, weil es unserm moralischen Gefühle wehe thut, wenn Zeit, Kräfte und Nachsinnen verschwendet werden, um sich wohl gar nur in seiner lächerlichen Rolle zu behaupten.

Aus diesen Gründen hat der Umgang mit männlichen und weiblichen Coquetten etwas Beschwerliches und Ungenießbares, wenn sie sich nicht in der Societät klüglich zu beherrschen wissen. — Wir nähern uns ihnen nicht gern, so wenig als den Egoisten, oder sie regen beide unsern Witz auf, und dann fehlt wieder unserm Umgange mit ihnen ein Hauptbedürfniß, — das Vertrauen. — Aber man soll doch kleine Schwächen an ihnen übersehen *), weil sie uns nicht immer gradezu

---

*) „Der Eitle will geschmeichelt seyn; Lob kitzelt ihn unaussprechlich, und wenn man ihm Aufmerksamkeit, Zuneigung, Bewundrung widmet: so braucht nicht eben große Ehrenbezeigung damit verbunden zu seyn. Da nun jeder Mensch mehr oder weniger von dieser Begierde zu gefallen an sich trägt: so kann man ohne Sünde hie und da einem sonst guten Manne, dem diese kleine Schwachheit anklebt, in solchen Puncten ein wenig nachsehen, ein Wörtchen, das er gern hört, gegen ihn fallen lassen, ihm erlauben, an dem Lobe, das er einerntet, sich zu erquicken, oder sich selbst nach Gelegenheit ein wenig zu loben. Das schändlichste Handwerk aber treiben die niedrigen Schmeichler, die durch unaufhörlichen Weihrauch eiteln Leuten den Kopf so einnehmen, daß diese endlich nichts mehr hören mögen, als Lob, daß

berühren, und weil es sogar interessant seyn kann, ihre kleinen Manövre zur Berichtigung unserer

---

ihre Ohren für die Stimme der Wahrheit verschlossen sind, und daß sie jeden graden, guten Mann fliehen und zurück setzen, der sich nicht so weit erniedrigen will, oder es für eine Art von Unbescheidenheit und Grobheit hält, ihnen dergleichen Süßigkeiten ins Gesicht zu sagen. Gelehrte und Frauenzimmer pflegen meistens in diesem Falle zu seyn. Ich habe einige gekannt, mit denen ein schlichter Biedermann deßwegen fast gar nicht umgehen konnte. — Wie die Kinder den Fremden nach den Taschen schielen, um zu erfahren, ob man ihnen keine Zuckerplätzchen mitgebracht hat: so horchen jene auf jedes Wort, das du sprichst, um zu erfahren, ob es nicht etwas Verbindliches für sie enthält, und werden mürrischer Laune, sobald sie sich in ihrer Hoffnung betrogen finden. Der höchste Grad dieser Eitelkeit führt zu einem Egoismus, der zu aller gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindung unfähig macht, und dem Eiteln eben so sehr zur Last, wie dem zum Ekel wird, der mit ihm leben muß. — Ob man nun solchen eiteln Leuten nicht schmeicheln soll: so hat doch auch nicht Jeder Beruf, sie zu bessern, zum Pädagogen an ihnen zu werden, besonders nicht an solchen Menschen, die mit ihnen in gar keiner Verbindung stehen, sie zu demüthigen, oder weniger Höflichkeit und Gefälligkeit gegen sie

Menschenkenntniß zu beobachten. — Es giebt Coquetten, die in ihrer Art gefallen zu wollen, nicht mißfallen. Ihr Entgegenkommen scheint natürlich, ihr Herz wirklich warm und offen zu seyn, und da sie auch mit ihrem eigenen Geschlecht vertraulich umzugehen wissen, — obgleich ihre Augen immer mehr auf das unsrige gerichtet sind: so verderben sie es mit Keinem, und ihre Gegenwart ist in den geselligen Zirkeln oft sehr willkommen. — Wollen und müssen wir uns dergleichen Leuten beiderley Geschlechts, durch die Nothwendigkeit der Umstände, nähern: so kann dieß uns nicht schwer werden, da sie unser leisestes Entgegenkommen und die unbedeutendsten Huldigungen, vermöge ihrer Eitelkeit, dankbar anzunehmen pflegen, und uns wohl gar zu ihren Auserwählten zählen, wenn wir ihren Kleinigkeitsgeist nur nicht hart berühren. — Der Egoismus und der Stolz hat diese Gefälligkeiten nicht; aber die Eitelkeit ist gemeiniglich dankbar, weil sie ihre Huldigungen

---

zu üben, als man jedem andern widmen würde." Knigge über den Umgang mit Menschen. I. S. 143. u. f.

nicht wie jener als ein unbedingtes Recht fordert, sondern es wohl weiß, daß wir uns auch kälter gegen sie benehmen können, dagegen der Egoismus hartnäckig voraussetzt, daß wir ihm huldigen müssen.

Wenn wir in diesem Abschnitte zugleich die Allgefälligen auftreten lassen: so geschieht es deßwegen, weil die Tendenz dieser Charaktere doch auch gemeiniglich nur leidige Gefallsucht ist, indem sie sich durch ihr ganzes Treiben und Thun bey uns einschmeicheln wollen. Es sind lästig-dienstfertige Menschen, die uns mit ihrer Ergebenheit, ihrer Süßlichkeit und ihrem beyfälligen Zuwinken auch da, wo wir es nicht verdienen, gleichsam verfolgen, und durch ihr schlaffes, gehorsames Hingeben eine besondere Geneigtheit für unser Wohlseyn, unsre Hoffnungen und Geschäfte affectiren. — Der Umgang mit solchen Allgefälligen ist noch widerlicher, als der mit Gefallsüchtigen. Diese kehren doch ihre Charakterseiten heraus, wir durchschauen sie auf den ersten Anblick, und wir wissen nun, wie man sich gegen

ihre Eitelkeit zu benehmen hat; aber jene sind Heuchler. Sie verstecken ihre Absichten hinter einer Maske von Humanität und Freundschaft, während sie vielleicht augenblicklich bereit sind, uns durch ihre erkünstelte Ergebenheit zu hintergehen.

Hier ist ein genaueres Gemählde derselben, nach dem Englischen des Vicesimus Knox *). „Es giebt, sagt dieser Menschenforscher, eine niedrige und kriechende Art von Klugheit, welche in einem Fügen nach den Neigungen, und in einem Beystimmen der Meinungen derer besteht, mit welchen wir umgehen. — Und dieses schlaue und vorsichtige Benehmen wird mit dem Nahmen wahrer Höflichkeit, echter Lebensweisheit und feiner Weltkenntniß beehrt, und man sagt von dem, der es hierin zu einer besondern Fertigkeit gebracht hat, er habe den Ton der guten Gesellschaft. Genau betrachtet hat aber ein solches Betragen lediglich in der Furchtsamkeit, und in einer gemeinen übertriebenen Sorge für unsern eigenen Vortheil seinen Grund, und ist mit den Grundsätzen der

*) Siehe die Zeitung für die elegante Welt. Stück 90. 1813.

Rechtschaffenheit durchaus nicht vereinbar. „Ein kluger Mann, sagt der geistvolle Satyriker Collier, ist wohl auf seiner Huth, daß seine Ruhe nicht gestört werde; er geht Allem aus dem Wege, was ihn der Verläumdung aussetzen könnte, und sorgt dafür, daß sein Gewissen nicht stärkere Forderungen macht, als sich mit seinem Eigenwohl verträgt; er hüthet sich wohl, je ein herrschendes Vorurtheil zu bestreiten, oder irgend etwas Bösem entgegen zu arbeiten, das mächtige Vertheidiger hat. Sein Augenmerk ist nur darauf gerichtet, die schwache Seite auszuspähen, und die Neigungen zu gewinnen, der Eitelkeit zu schmeicheln, die Schwäche derer, die in Ansehn stehen, zu benutzen, und aus der Thorheit seiner Nebenmenschen sein Glück zu schmieden."

„Wer auf solche Weise sich beträgt, der ist, so gefällig sein ganzes Wesen, so einnehmend seine Worte, und wohlwollend seine Aeusserungen seyn mögen, kein rechtschaffener Mann. Er möchte dir um alles in der Welt willen nicht widersprechen, oder in irgend einer Hinsicht über deinen Geschmack, oder deine Wahl seine Mißbilligung zu erkennen geben. Aber warum nicht?

Etwa weil er wirklich denkt, oder empfindet, wie du? Gewiß nicht! Denn er wird ganz entgegengesetzten Meinungen seinen Beyfall geben, sobald er Dir den Rücken gewandt hat. Oder etwa weil er so überaus gutherzig ist, daß er dich durch Widerspruch zu kränken fürchtet? Glaube das nicht! Zwar fürchtet er, dir zu widersprechen, aber nur um nicht deine Gunst einzubüßen, und es gehört zu seinen Grundsätzen, sich um die Gunst eines jeden zu bewerben, weil er irgend einmahl zur Erreichung seiner eigennützigen Absichten seines Beystandes bedürftig seyn könnte. Indem er nun in deine Ansichten eingeht, deinem Geschmack beystimmt, deine Beobachtungen bestätigt, was glaubst du wohl, was in seinem Innern vorgeht? Er selbst ist der Gegenstand seiner Gedanken, — und indem du glaubst, er sey mit dir einerley Meinung, und bewundre dein Urtheil: so denkt er lediglich darauf, wie er am leichtesten deine Gunst gewinnen könne. Solcher vorsichtigen, furchtsamen und schlauen Menschen giebt es viele in der Welt, wie es Diebe und Beutelschneider giebt."

„Die Allgefälligen verstehen sich besonders auf die Kunst des Ausforschens. Sie werfen einen Hauptgedanken hin, oder thun hinterlistige Fragen, und so kommen sie hinter die Meinungen Anderer, ohne ihre eigenen zu verrathen. Fragst du sie, nachdem du ihnen deine Gedanken eröffnet hast, welcher Meinung sie sind? so antworten sie, sie wüßten eigentlich nicht recht, was sie sagen sollten, wären über die Sache noch nicht ganz mit sich einig; der eine dächte so, der andere anders. Sodann geben sie zu verstehen, sie wären zwar, was sie selbst betreffe, Anfangs sehr zweifelhaft gewesen, jetzt aber fühlten sie sich durch deine Gründe zu deiner Ansicht hingezogen, — und der Erfolg mögte seyn, wie er wolle, du hättest zur Gnüge bewiesen, daß das Recht auf deiner Seite sey; oder ist das nicht der Fall: so hast du wenigstens erstaunlich viel Scharfsinn und guten Glauben in Vertheidigung einer Sache gezeigt, die sich einmahl nicht vertheidigen lasse. Hierauf wendet sich nun, wenn sie ihre Absicht erreicht, und deine Gedanken ausgeforscht haben, das Gespräch auf das Thema von Wetter und Wind.“ —

„Sie tragen ein Uebermaaß von Ehrlichkeit und Menschenliebe zur Schau. Den Schwachheiten der menschlichen Natur Nachsicht angedeihen zu lassen, sind sie jederzeit bereit, nur dann nicht, wenn es darauf ankommt, einen Nebenbuhler oder einen Feind zu verunglimpfen; — obgleich Tadelsucht ihr Fehler nicht ist, ob sie gleich alles zu bemänteln pflegen, so gut es sich thun läßt: so geben sie doch in diesem besondern Falle ganz leise zu verstehen, daß sie glauben, das Gerücht sey, so abscheulich es auch laute, doch buchstäblich wahr; ja es sage eigentlich noch lange nicht alles, — denn, wenn du wüßtest, was sie wissen: so würdest du erst über die Abscheulichkeit wahrhaft erstaunt seyn; aber aus schonender Menschenliebe wollten sie nicht kund machen, was sie wüßten. Hieraus läßt sich mit Sicherheit schließen, daß ihre Bosheit und Tücke nicht geringer ist, als ihre Feigherzigkeit. Sie sind übertrieben gutmüthig, wenn sie ihre selbstischen Absichten durch Gutmüthigkeit erreichen können; aber von Grund aus, und unversöhnlich übelwollend, wenn dieselben Zwecke durch Tücke besser zu befördern sind, oder, wenn sich ihnen

Gelegenheit darbiethet, ihren Neid und Haß zu befriedigen."

„Es giebt eine andere Art von Allgefälligen, die darum sich zu Allem auf eine knechtische Art bequemen, und sich in Alles nachgebend fügen, weil sie wünschen, ganz ruhig und ungestört durch das Leben zu gehen, indem sie allen Widerwärtigkeiten und allem Streite, der aus dem Widerstande entspringt, auszuweichen suchen. Dieser Wunsch ist auch an sich löblich und menschenfreundlich, kann jedoch leicht zu einer übertriebenen und unmännlichen Gefügigkeit verleiten. Jeder Mensch ist durch Religion, und durch die Rücksicht auf sich selbst, seine Familie und sein Vaterland verpflichtet, den Frieden zu suchen. — Dieser wird aber nicht durch unmännliche Unterwerfung gesichert. Ein gehöriger Grad von Muth und Kraft ist zur Erhaltung der Ruhe eben so nöthig, als Liebe zum Frieden. Innere Ruhe ist unendlich mehr werth, als äussere; wer aber stets Bedenken trägt, sich zu seinen Ueberzeugungen öffentlich zu bekennen, und sich so in den Irrgängen des Truges und der Doppelsinnigkeit verliert, der kann bey seinen beständigen Besorgnissen und

dem ewigen Sinnen, wie er ihnen am besten entgehe, unmöglich in seinem Innern einer wahren Ruhe genießen."

---

8. Mit boshaften, hämischen, falschen, neidischen und rachsüchtigen Gemüthern.

Ich verstehe unter Boshaften hier eigentlich nicht lasterhafte, in allen ihren Neigungen verdorbene, verwilderte und ausschweifende, — sondern solche Menschen, die ein tückisches, bitteres, falsches, neidisches, arglistiges und nachtragendes Gemüth haben. Es giebt giftige Charaktere, die immer Andern auflauern, ihre Schwächen geflissentlich aufsuchen, ihre Absichten, selbst die bessern, mißdeuten, kurz, ihre Pfeile gegen Andere stets bereit halten. Sie haben keine Augen für das Edle und Schöne, für das Gute und Verdienstliche in dem Leben ihrer Nebenmenschen; sie suchen es auf alle Weise zu

verkleinern, und die Schadenfreude scheint ihnen die angenehmsten Feste zu bereiten. — Bitter und heimtückisch ist ihr ganzer Charakter; er wird von keinem Funken wahrer Menschenliebe erwärmt, und wenn sie auch einmahl ein freundlicheres und edleres Gefühl zu verrathen scheinen: so ist es Ziererey oder List, um irgend eine ihrer böslichen Absichten zu erreichen. — Bey einigen pflegt sich auch wohl eine unselige Hypochondrie mit diesem Charakterzustande, oder auch nur augenblickliche tiefe Unzufriedenheit mit einer verächtlichen Gegenwart zu verbinden; aber die meisten dieser Bösartigen treiben doch ihre Tücke, ihre Verunglimpfungen Anderer, ihre beißende Medisance, ihre hinterlistige Kunst, Andere zu täuschen und zu verwickeln, — geflissentlich. Sie haben ihr Fach studiert. Sie beobachten die Momente, wo sie Andern etwas Unangenehmes, etwas Unverbindliches sagen können, oder sie richten wohl auch die geschliffene Ironie und Satyre gegen sie, und überfallen so den Unbefangenen und Unvorbereiteten auf eine siegende Art. Es sind vollends die gefährlichsten Menschen, ein wahres Schlangengezüchte! wenn sie

äusserlich überall Gutmüthigkeit, Freundschaft und Zärtlichkeit affectiren, und uns dann hinter dem Rücken verfolgen und moralisch todt schlagen. Der unbiegsamste Trotz, und der unverständigste Eigensinn ist nicht so gefährlich, als diese raffinirte Hinterlist, — und hier hat dann natürlicher Weise jeder beßre Umgang ein Ende.

Dieß ist nehmlich die andere Art der Boshaften, welche ich unter dem Nahmen der Falschen begreife, — d. h. diejenigen, welche nicht bloß aus Charakterschwäche und Unentschlossenheit unzuverlässig sind, und oft unschuldiger Weise durch dieses Schwanken einen Anstrich von Falschheit bekommen, sondern die, welche aus niedern Zwecken alle Farben annehmen, sich uns möglichst nur in den gefälligsten Gestalten zeigen, uns Schmeicheleyen und Süßigkeiten sagen, und hinter dem Rücken unsre Leichtgläubigkeit belachen. Es sind Lügner in ihrem ganzen Wesen, und gewiß dann die verächtlichsten, wenn sie zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen die Wahrheit verheimlichen, oder sie ihnen absichtlich auf eine

verkehrte Weise darstellen. Meistens sind solche Menschen durch und durch falsch, weil es in der Natur dieses Charakters liegt, nichts Grades in sich zu dulden, und nichts Grades in Andern zu verstehen, oder zu ehren. Man darf daher ihren Versicherungen und Betheurungen nie ganz trauen; sie halten nicht Wort; sie wickeln sich mit Hinterlist aus ihren Versprechungen heraus, und thun keinen Schritt, ohne sich vorher durch ihre Schlauheit zu sichern, oder wohl gar ihrer Handelsweise den Schein der Schuldlosigkeit zu geben. — Vorbereitet sind sie gemeiniglich auf alle Fälle, wie der schlauere Dieb. — Zum freundschaftlichen und vertraulichen Umgange taugen diese Menschen nie, weil hierzu die Aufrichtigkeit und Offenheit des Charakters erfordert wird, die der Treulosigkeit und Verstecktheit grade entgegen steht, und eben deßhalb diese nicht anders als tief verachten kann. „Falschheit, sagt Ewald in seinem Werke über das menschliche Herz, ist die Verbergung unserer gehässigen Gesinnungen und schädlichen Absichten unter dem Scheine erdichteter freundschaftlicher Gesinnungen und guter Absichten. — Diese Definition ist in

Hinsicht auf Freundschaft sehr wahr. Aber die Falschheit hat, wie wir gesehen haben, noch viel andere verächtliche Seiten *), und dehnt sich gemeiniglich über unsre ganze Sitten- und Handelsweise aus, indem sie in keiner Sache, wenn es ihr Vortheil verlangt, den Weg des rechtlichen und offnen Mannes geht.

Es giebt, um mich so auszudrücken, eine Art gesellschaftlicher Falschheit, indem wir des Wohlstandes oder auch der Klugheit wegen uns gegen Andere mehr oder weniger verstellen, und den Schein von Höflichkeit und Achtung gegen sie annehmen müssen, wobey wir in uns oft etwas Entgegengesetztes wahrnehmen. Dieß ist sehr natürlich. — Wir dürfen es, ohne unbescheiden und ungeschliffen zu erscheinen, im

*) Die Falschheit ist von einem so vielseitigen Charakter, daß die Franzosen alle folgende Bezeichnungen darunter begreifen. Sie nennen den Falschen: traître, infidèle, fourbe, trompeur, méchant, fin, rusé, double, équivoque, plâtré, déloyal, postiche, illusoire. u. s. w.

Umgange nicht einem jeden merken lassen, was wir von ihm denken oder wissen; sondern die Umgangsregel will: ihn durch unser Betragen in dem Glauben zu erhalten, daß wir es wenigstens gut mit ihm meinen. — So werden wir ihn z. B., nach alltäglichen Erscheinungen, auf die höflichste Art versichern, daß wir ihn sehr gern sehen, wenn wir den Ueberlästigen an das Ende der Welt hinwünschen möchten, ihn also bloß aus Etikette, aus förmlicher Umgangskunst und Convenienz von unserer Geneigtheit versichern, ob wir es gleich wissen, daß wir eben dieses Wort in diesem Augenblick als falsche Münze mißbrauchen. — Alle klügere Menschen sehen es auch recht gut ein, daß jener Ton eine ganz leere, trügerische Conversationssprache ist. Aber sie nehmen es dennoch leicht übel, wenn wir unter dieser kleinlichen Maske nicht vor ihnen erscheinen, — und der künstlichste Gesellschaftsmensch, der Gewandteste und Geglättetste wird daher, nach dem allgemeinen Urtheile selbst der feinern Welt, immer derjenige seyn, welcher jene Conversationssprache am geschicktesten zu gebrauchen versteht.

Zu jener gesellschaftlichen Falschheit gehört vornehmlich der äusserst freundliche Empfang solcher, die uns wegen ihrer Gemüthsart, wegen ihres Egoismus, ihres übeln Rufs, ihrer Pedanterie und dergleichen, oder auch nur zur Unzeit mit ihren Besuchen belästigen. — Einer unserer ersten Gottesgelehrten, mein edler, nunmehr verewigter Freund, befand sich einst an der Tafel eines sehr vornehmen Mannes, als diesem die Visite einer adlichen, mit ihm nahe verwandten, Familie angekündigt wurde. Der Hauswirth gerieth in Wuth, er machte seiner Gemahlinn die härtesten Vorwürfe, daß sie dergleichen Besuche nicht abhalte; indessen abweisen konnte man die Gäste nicht, sie waren vor der Thür, und dem vornehmen Manne entfuhren noch eben die kräftigsten Flüche, als schon zwey der angekommenen adlichen Damen herein traten. Von dem Augenblick an erschien der Hauswirth, zu dem größten Befremden meines alten Freundes, in einer ganz heterogenen Form; er lief den Ankommenden entgegen, umarmte sie mit einer theatralischen Zärtlichkeit, machte ihnen die härtesten Vorwürfe, daß sie ihn nicht öfter mit ihren Besuchen beehrten, und ließ sogar für sie die

Freuden des Festes verdoppeln. Mein Freund schlich sich, sobald es der Anstand erlaubte, davon. Denn dieses Schauspiel der gesellschaftlichen Falschheit, besonders in den höhern Ständen, war ihm unerträglich.

Nichts versetzt uns auch wirklich so leicht in eine üble Laune, als unwillkommene Besuche, und es kostet selbst den feinsten Gesellschaftmenschen Mühe, diese innere Verstimmung zu verbergen, zumahl wenn wir voraussetzen müssen, daß diese Besuche nicht so bald abgeschlossen, sondern sehr langweilig seyn werden. Der humoristische Möser *) schlägt in einem seiner Aufsätze ein sehr naives Mittel vor, wie man sich dergleichen unwillkommene Besuche auf eine ganz eigene Art nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm machen könne. Er hat dieß in folgendem Briefe einer Dame auf dem Lande also eingekleidet. — „Ich muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mittheilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwey Eheleute

*) Patriotische Phantasien 2ter Theil. Nro. 73.

bisweilen seyn können, als sich eben Herr und Frau — bey uns ansagen ließen. Nun so wollte ich! — fuhr mein Mann heraus, man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein seyn; es ist doch eben keine Zeit um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden, und ich weiß nicht, was den Leuten ankommt; es sind ja erst 14 Tage, daß sie uns besucht haben. Und ich bin auch nicht im Stande, stimmte ich ihm grämlich bey, einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig ausser Stande bin, diesen Mittag einen Braten anzuschaffen. Indessen und da die Gäste schon vor dem Thore und zwey Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viel Ehre seyn."

„Nun, sagte mein Mann, das wird eine recht schöne Gesellschaft seyn; ich bin nicht im Stande drey Worte zu sprechen, und du — o, antwortete ich ihm, hier ist nichts zu thun, als wir müssen beide Eine Rolle spielen; ich will die allerliebste Frau, und du sollst den allerliebsten Mann agiren, — wir wollen sehen. — In dem Augenblicke kamen unsre Gäste auf den Platz

gefahren, und wir machten den Anfang unserer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen, und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach; wir lachten beide über unsre Rollen von ganzen Herzen, und unsre Gäste, die dieses Lachen als Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus, und ehe eine viertel Stunde vorüberging, waren wir alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen bey einander versammelt hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt; das Negligé fand Beyfall, und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmahl ein ganz neuer Geist unser bemeistert hatte, und was erst bloß Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir Anfangs nur spielen wollten."

Die Rachsüchtigen machen eine andere Abtheilung der Boshaften aus, weil sie wirklich von einem bösen Willen getrieben werden, Andern zu schaden. Dieser böse Wille ist gemeiniglich desto stärker, je ehrgeitziger, eitler und reizbarer das Gemüth ist, so daß es Menschen giebt, die unaufhörlich darüber brüten, wie sie sich an Andern rächen wollen, weil sich ihr subtiler Ehrgeiz, oder auch nur ihre Rangsucht augenblicklich für beleidigt hält. Dieses teufelische Studium füllt einen großen Theil ihres Lebens aus, und haben sie die Gewalt in den Händen: so sind sie auch wirklich die feindseligsten Geister und Geisseln der Menschheit. — „Die Natur der Rache, sagt der Verfasser des vorhergenannten Werks über das menschliche Herz, besteht hauptsächlich aus Zorn, der nicht auf der Stelle in Thätigkeit ausbricht, sondern in dem Herzen verschlossen bleibt, und wobey die Wiedervergeltung der Beleidigung, die den Zorn gebahr, aufgeschoben, und in Gedanken behalten wird; denn öfters erlauben es Zeit, Ort und Umstände nicht, daß einer das Wiedervergeltungsrecht an dem Beleidiger sogleich ausüben kann. — Der Zorn, der sogleich auf der

Stelle ausbricht, ist aber bey weitem nicht von so gehässiger Natur, als die Rache, die sich nicht immer öffentlich mit dem Dolche bewaffnet darstellt, sondern auch im Verborgenen lauscht, hinterlistige Ränke schmiedet, das Gift der Verläumdung ausstreuet, und das Glück dessen, den man für den Gegner hält, heimlich untergräbt *)."

Auch die Neidischen gehören unter diese Categorie, weil die Menschenliebe in ihnen erkaltet ist, und sie in diesem Zustande jeder freundlichen Pflicht gegen Andere leicht vergessen können. Der Neidische arbeitet gewiß nur selten für das Wohl seiner Nebenmenschen; im Gegentheil empfindet er gemeiniglich einen tiefen Unwillen gegen alles Gute, was dem Andern begegnet, — und

---

*) Der niedrigste, oder, wenn man auch lieber will, der höchste Grad der Rachsucht ist die Unversöhnlichkeit, sich gegen seine Beleidiger auch noch dann feindselig zu betragen, wenn sie uns nicht mehr schaden wollen, noch mehr schaden können.

sein Charakter ist desto gemeiner und verächtlicher, da dieser Unwille nicht sowohl gegen eminente Eigenschaften seines Nebenmenschen, als aus einer erbärmlichen Eitelkeit, gegen einzelne kleine Vortheile und Aussenseiten desselben gerichtet ist. — Der Neid erscheint daher durchaus als etwas Gemeines, weil er sich nur gegen das zufällige Glück des Andern entrüstet, und es ihm zu verleiden sucht, wenn dieser vielleicht selbst keinen Werth auf seine vortheilhaftern Verhältnisse legt. Uebrigens ist der Neid zu dem Schaden des Andern eben so thätig, als die Rachsucht, und oft noch gefährlicher als diese, weil die letztere als ein stürmischer Affect auf Einmahl befriedigt werden kann; der Neid hingegen als eine schleichende Leidenschaft den Gegner oft lebenslang beobachtet und verfolgt.

Der Umgang mit allen diesen Leuten erfordert durchaus sehr viel Menschenkenntniß, sehr viel Klugheit, Umsicht, und die abgemessenste Behutsamkeit, wenn sie uns nicht gefährlich werden sollen. — Glücklicher Weise hat die Natur

ihnen allen gewisse Kenntzeichen aufgedrückt, wodurch sie uns sogleich in ihrer hämischen und zweydeutigen Denkungsart sichtbar werden, und es fehlt, zur Ehre des moralischen Gefühls selbst in dem gemeinen und alltäglichen Leben, nie an mannichfaltigen Warnungen, uns gegen solche Menscheu vorzusehen. Kein Charakter wird so leicht erkannt, als der Böse. Das böse Gemüth kann sich nur immer auf kurze Zeit verstellen. Es bricht, vermöge seiner eigenen, unlautern Natur, überall hervor, — und kündigt sich uns hierin oft schon durch eine einzige schlechte Handlung auf immer an. Dieß ist das Kleid der innern Schande, welche es an sich trägt, und welches durch alle Künsteleyen der Falschheit und Gleisnerey um so mehr hervorschimmert, je mehr es sich zu verhüllen sucht.

Eine Hauptregel im Umgange mit diesen bittern, hämischen, nachtragenden Leuten ist: — sie nie zu reitzen, nicht gegen sie anzustoßen, sondern still, ruhig und besonnen, — (und, wenn du willst, mit innerer Verachtung) — vor ihnen vorüber zu gehen. Den giftigsten Schlangen entgeht man nur dadurch, wenn man

sie nicht aufregt. Man betrachte diese Menschen überall als solche, und bedenke immer, daß jeder Boshafte auch rachsüchtig und neidisch ist. Demnach wäre es überhaupt in unserm ganzen Umgange nothwendig, immer dahin zu sehen, keinen scharf zu berühren, weil wir seine Empfindlichkeit, und wie weit er seine Rache gegen uns treiben könnte, nicht zu berechnen im Stande sind. — Die oben gezeichneten Allgefälligen sollen wir aber hierbey auch nicht machen; allein uns doch besonders gegen leidenschaftlich-bittre Menschen so benehmen, daß wir ihnen keine Gelegenheit zu ihren Giftergießungen geben. Denn grade dieß ist es, was die Boshaften so oft wünschen, indem sie uns vermöge ihres hämischen Sinnes selbst anreitzen, bis sie uns da haben, wo sie uns haben wollen, um ihre Waffen gegen uns zu richten.

Es ist daher eine andere sehr nothwendige Regel im Umgange, ihnen keine Blöße zu zeigen, und soviel es nur immer möglich ist, ihnen unsre Schwächen zu verbergen. — Denn diese sind es eben, welche sie so gern an uns aufsuchen, und dann gegen uns selbst benutzen. Man glau-

be ja nicht, daß sie dieselben mit Schonung richten, oder wohl gar mit der Gutmüthigkeit anderer Menschen entschuldigen werden; zu dieser zarten, mildern Beurtheilungsart sind sie nicht fähig, vielmehr werden sie die Darstellung unserer Fehler arglistig genug übertreiben, und uns wohl gar Absichten unterschieben, die wir nie hatten. — Man kann die Schadenfreude in ihrem Auge lesen, wenn wir uns einmahl übereilten; und wenn sie dieselbe auch nicht immer in Thaten übergehen lassen: so werden sie doch die Pfeile des Witzes und des bösen Leumunds gegen uns richten, und unsern guten Nahmen wenigstens nebenher zu beflecken suchen.

Man biege ihnen daher nur immer möglichst aus. Es ist ein schreckliches Gefühl, mit solchen Menschen zusammen zu seyn, oder, wenn wir dieß nicht vermeiden können, wenn wir sogar oft durch unsere Verhältnisse an diese Teufel gefesselt sind: so suche man nur immer die Gegenwart des Geistes und die Selbstkraft über sich zu behalten. Dadurch schützen wir unsre Achtung und Autorität, und der besonnene Mann, der bey ihren Versuchungen und Anlockungen grade und

fest bleibt, hat nichts von ihren Tücken zu fürchten, wenn er nicht selbst Veranlassung dazu gab. — Die bösesten Menschen haben doch immer noch eine Art von Respect vor rechtlichen, entschlossenen und verdienstvollen Leuten; die witzigsten und schlechtesten Frauen wagen es doch nicht leicht, ein hämisches Urtheil gegen die Edeln ihres Geschlechts auszusprechen, deren Ruf keine Flecken hat, sondern in allgemeiner Achtung steht. Im Gegentheil pflegen sich wohl minder edle Weiber an die bessern anzuschließen, um dadurch ein vortheilhaftes Licht auf sich selbst zu werfen.

Da, wo aber der böse Mensch zu sichtbar seine Tücke und Ränke gegen uns oder die Unsrigen und unsre Freunde üben will, da zeige man ihm Muth, Thatkraft und Entschlossenheit, ihm seine Hiebe und Seitenhiebe zurück zu geben. Dergleichen Leute versuchen es auch nur bisweilen, um zu sehen, wie weit sie uns in die Enge treiben und überlisten können, wie wir uns vertheidigen, und gegen sie rüsten wollen, wie weit unsre Kraft und unsre Klugheit gegen sie ausreicht, — und prallen dann zurück, wenn sie merken, daß wir nicht auf die Art mit uns spie=

len lassen. — Mit Gleichmuth, Gefaßtheit und Umsicht weicht man ihren Angriffen am besten aus, weil sie grade diese Eigenschaften an uns fürchten, und sie als Klippen betrachten, woran ihre Plane und selbst ihre Verstellungskunst leicht scheitern könnten.

Jene Eigenschaften sind auch in der That wirksamer gegen sie, als der Witz und die Satyre. Wenn auch feinere, bösartige Schlauköpfe diese fürchten, und den Anschein des lächerlichen und bösen Charakters möglichst zu vermeiden suchen: so werden doch die meisten schlechten Leute durch die Spötterey noch mehr aufgereizt, noch mehr zur Rachsucht getrieben. Auch das Moralpredigen richtet bey ihnen nichts aus; es ist durchaus ein unnützer Zeitvertreib, den man sich mit ihnen macht. Sie hören nicht darauf; sie bleiben was sie sind. — Erlauben es aber unsre Verhältnisse, besonders gegen die unter uns stehenden, oder gegen die, welche uns Dankbarkeit schuldig sind, oder von uns abhängen: so haben wir ein Recht, einem hämischen Charakter Vorwürfe zu machen, oder auch ihn nach Befinden der Umstände zu bestrafen. Es giebt so enge Verbin-

dungen in dem menschlichen und besonders häuslichen Leben, wobey wir nie verpflichtet seyn können, einen böslichen Charakter in unsrer Nähe zu dulden, — und wo diese Duldung nur Feigheit oder sogar Unsittlichkeit seyn könnte.

Im Umgange, besonders mit Neidischen und Mißgünstigen, spreche man lieber von seinen glücklichen Umständen, seinen Einflüssen und günstigen Verhältnissen gar nicht; überhaupt nicht von unsern Angelegenheiten, unsern Planen, Unternehmungen und Hoffnungen, weil gerade dieß die Gegenstände sind, welche den Neid aufreitzen und gegen uns bewaffnen. — Man wirkt seiner Giftigkeit auch oft schon dadurch entgegen, wenn wir die Vortheile, die er uns mißgönnt, oder sie uns auch wohl nur andichtet, als unbedeutend, oder so angeben, als ob wir keinen besondern Werth darauf legten. — Dieses schläfert gleichsam ihren Unwillen gegen uns ein, und ihre bösartige Leidenschaft ist dann wenigstens auf Augenblicke geheilt. — Es giebt aber auch Menschen, die, man könnte sagen, geflissentlich überall die Mißgunst gegen sich aufregen, indem sie in Gesellschaften nur immer von ihrer glücklichen

Lage, von dem vortheilhaften Ausgange ihrer Geschäfte, von ihren Verbindungen mit mächtigen Freunden, von ihrer Kunst, das Leben und seine Zufälligkeiten zu benutzen, von unverhofften Gewinnen, und neuen schönen Aussichten schwatzen, — und nach der alten Maxime: „daß es besser wäre, beneidet, als bemitleidet zu seyn," ihre Hoffnungen sogar in der Darstellung vergrößern und übertreiben. — Dieser Ton ist schon an sich widerlich und gemein, weil es einen groben Egoismus verräth, nur immer sein Glück [vielleicht sogar als eine Folge des Verdienstes] zu citiren, und sich also wider den feinern Wohlstand und die Regeln der Bescheidenheit, in der Societät als eine Hauptperson, oder auch nur als ein Glückskind vorzuschieben. — Da der Neid uns allen in höhern oder mindern Graden eigen ist *),

*) Wenn wir den Neid auch nicht immer in dem Maße, wie der wirklich Mißgünstige empfinden: so pflegt sich doch fast jeder Mensch dieß und jenes in aller Stille zu wünschen, was ein Anderer besitzt, wenn es auch oft nur Kleinigkeiten betrifft, [man könnte dieß die leisesten Anfänge der Mißgunst nennen] und zwar nach einem Gesetze der Natur:

und oft selbst die Gutmüthigkeit und Milde des Charakters zu begleiten pflegt: so ist es eine vorzügliche Umgangsregel, dieser Leidenschaft in Andern durch die Ausstellungen unseres zeitlichen Glücks, unserer Personalität und Verdienste keine Nahrung zu geben, und vielleicht selbst diejenigen gegen uns aufzureitzen, welche sich vorher mit Wärme für uns interessirten.

Das menschliche Leben wäre der Himmel auf Erden, wenn die reinern Freuden des Umganges,

---

unsern Zustand so sehr zu vervollkommnen, als es möglich ist, oder sich ihn doch so vorzustellen. Daher kommt es denn auch, daß der Neidische, wie der Geitzige, nie genug hat, daß er selbst bey seinem Ueberfluß den Aermern einen kleinen Vortheil mißgönnt, und daß der Eigennützige am meisten von der Mißgunst beherrscht wird. — Es ist auch nicht schwer, solche Menschen sehr bald kennen zu lernen, da der Neid sich nicht lange verbergen kann, und auch dann, wenn er uns Glück wünscht, es doch gewöhnlich auf eine Art thut, daß wir das Gezwungene und Erkünstelte seiner Aeusserungen gar bald durchschauen.

der Liebe und des Wohlwollens, wenn unsre zärtlichen Verbindungen mit edeln Menschen, unsre heitern Stunden, unser gemeinschaftlicher Herzens- und Gemüthsverein, und selbst die hohe Lust an unsern Berufsgeschäften nicht so oft durch die Gegenwart und Einwirkung böser Menschen gestört und belästigt würde. — Das Gute ist seiner ganzen innern Natur nach etwas so Einfaches, so Liebenswürdiges und so Göttliches, daß es die Menschen, auch ohne die Begleitung äusserer Glücksgüter, zu dem seligsten Umgange vereinigen kann. Aber immer mischt sich das Böse dazwischen, und vernichtet, als ein feindseliger Geist, die schönsten Blüten und Früchte, die der Gute sich durch einen edlern Umgang gesammelt hatte. Oft ist's nur ein einziger, hämischer, mißgünstiger Mensch, der uns dieses Lebensparadies vergiftet, sey es auch nur durch das Mißtrauen, welches uns gegen seinen schwarzen Charakter aufreizt. — Wohin wir blicken, begegnen uns lieblose Menschen, Undankbare, Heuchler, Kriecher, Verschmitzte und Arglistige, denen wir unser Vertrauen nicht schenken dürfen, und die schon durch ihren Anblick unser Gemüth beengen, und

seine Ergießungen der Herzlichkeit und Liebe aufhalten. —

Wir müssen uns bey aller Gutmüthigkeit gegen solche Menschen verschließen, und aus Schonung und Sorge für unser Glück, aus nöthiger Weltklugheit, wohl gar eine Farbe annehmen, die uns nicht behagt, und mit unserm natürlichen Charakter nicht übereinstimmt. Wir müssen oft die Kleidung einer Welt tragen, welche nicht die unsrige ist, und die wir verachten. Es ist schwer, durch diesen Ocean glücklich hindurch zu schiffen, ohne auf tausend Klippen zu stoßen, und den Edeln und Redlichen blutet oft genug das Herz, wenn sie ohne ihre Schuld diesen Weg gehen müssen. Diese Unordnungen und Verwirrungen der Zeit herrschten von jeher und immerdar. In allen Jahrhunderten war sie trübe und fürchterlich, und es war eine Unart der Hoffnung, sie jemahls ganz glücklich und vortrefflich zu denken. Das Geschick hat von jeher in den sonderbarsten Wechseln das Gute und das Böse wiederholt, das letztere aber oft in so entsetzlichen und schauderhaften Formen, daß sich selbst die ruhigste Vernunft hierbey nicht mehr zu orientiren wußte. — Doch

der Mensch soll nicht das Allgemeine und Dunkle der Weltregierung, nach seiner Willkür, richten; er ist nur ein Kettenglied in dem unendlichen Reiche der Natur; er gehört ursprünglich und auf eine ganze Ewigkeit hinaus dieser guten Mutter an, und sie wird ihn nie verlassen; er ist ihr Lieblingskind, und sie seine innigste Freundinn. Aus der Unendlichkeit ihrer Schätze des Guten, Edeln und Schönen giebt sie ihm alles, wenn er es zu gebrauchen und zu deuten versteht. — Welche Seligkeiten legte sie schon in das stille häusliche Leben!

Wenn es draußen in der Welt stürmt, wenn alle Gemüther und Kräfte mit einander kämpfen und ringen, wenn die Kriege wüthen, und alle Hoffnungen einer bessern Zeit untergehen, wenn selbst die Stärksten und Muthigsten verzagen, — was bleibt dem bessern Menschen dann noch übrig, als der vertrauliche Umgang mit seinem häuslichen Glücke, — sein inniges Wohlgefallen an einem edeln Weibe, an ihrer Liebenswürdigkeit und stillen Güte, an gesunden, gutgearteten Kindern *),

*) Eine der freundlichsten Stellen in den Leiden des jungen Werthers ist folgende: „Ja! meinem

an einem liebevollen Herzensverein mit einzelnen guten Menschen, an eigener verdienstlicher, und für Andere wohlthätige Arbeitsamkeit, an dem süßen unaussprechlichen Genuß veredelter Familienfreuden, und an dem reinen Einklange, welcher sie alle mit einander verbindet!

Es giebt so zarte und so selige Berührungen

Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte erblicke, die sie einmahl so nöthig brauchen werden, — wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, sehe, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen. Und nun, mein Bester, sie, die unsers Gleichen sind, die wir als unsre Muster ansehen sollen, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind, und gescheidter! Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst Du und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündigt."

der Gemüther, daß es, wenn sie sich recht verstehen, nur eines Winkels, eines leisen traulichen Wortes bedarf, um sich die schönsten Stunden des häuslichen Glücks zu bereiten. Dieß ist das eigentliche wahrhafte und liebliche Gesellschaftsleben in der Ehe, welches an Innigkeit selbst noch die lebendigste Bruder- und Schwesterliebe übertrifft. — Diese häusliche Glückseligkeit, dieser reine Zustand des Frohsinns ist auch noch da vorhanden, wenn uns widerliche Umstände und Launen verfolgen. Sie kann nie untergehen, weil sie bey allen bessern Menschen aus dem Herzen stammt, und sich auf die Würde und Heiligkeit der Sitte unmittelbar gründet.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich,

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang

Bd.: 2

Hannover 1813

Ph.pr. 965 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041552-6